Oskar Erich Meyer

Tat und Traum

Ein Buch alpinen Erlebens

BERGVERLAG RUDOLF ROTHER, MÜNCHEN

UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA

BOOK CARD

Please keep this card in book pocket

THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA
AT CHAPEL HILL

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

GV199.44
.A4
M48
1922

This book is due at the LOUIS R. WILSON LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold it may be renewed by bringing it to the library.

DATE DUE	RET.	DATE DUE	RET.

Oskar Erich Meyer / Tat und Traum

Tat und Traum

Ein Buch alpinen Erlebens

von

Oskar Erich Meyer

GV199.44
.A4
M48
1922

Bergverlag Rudolf Rother
München 1922

Den Einband zeichnete Anton Schönecker, München.
Druck von Curt Rother, Peine (Hann.) 100 Exemplare
dieses Buches wurden auf holzfreiem Papier abgezogen und besonders gebunden.

Zweite, vermehrte Auflage
(4. und 5. Tausend)

Meinem Freunde Alfred Grafen Finck von Finckenstein zum Gedächtnis

Nur die Wälder und Berge der Heimat haben wir beide zusammen durchstreift. Alle Wege dieses Buches mußte ich ohne Dich gehen, den liebsten Gefährten. Doch unsere Jugend hat sie geplant und hundert andere dazu. In stillen Abendstunden in dem kleinen Städtchen, wenn die Alten vor den Türen müde in das Dunkel schauten, waren unsre Jünglingsseelen heiß und voller Fernweh.

Du ließest mich allein, kurz ehe die Erfüllung kam. Laß, Toter, mich erzählen, was Alles mir geworden, was Alles mir zerrann. Auch Deinem Traume bring ich die Gestalt, den armen Träumen, die wesenlos im Raume irren, seit Du gingst.

Wo bist Du jetzt? Ist nicht das Land den weiten weißen Firnen gleich, das Land, in dem Du wohnst und das auch ich wer weiß wie bald erwandern werde.

Dir send ich diesen Gruß voraus.

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

http://www.archive.org/details/tatundtraumeinbu00meye

Vorrede

Von Bergen handelt dies Buch. Vom Ringen um hohe Ziele in zwiefachem Sinne: Es erzählt von alpiner Tat, von dem Streben, über jedes der Hindernisse Herr zu werden, die zwischen den waldumdunkelten Tälern und den weithin leuchtenden Gipfeln liegen, von der Tücke des Eises, vom Trotz der Felsen, vom Gang über Grate zwischen den Gründen, von Sturm und Regenschauern, und Nächten unter bestirntem Himmel. Es erzählt auch von wunschloser Schau über tausend wogende Gipfel, über die Welt und über den eigenen Willen.

Neben dem Kampf um die Höhen spiegelt dies Buch ein zweites Streben: Mit Worten zu sagen, was mir die Berge sind. Da Viele, nur weil sie den Pickel zu führen wissen, sich auch zum Worte berufen glauben, ist das alpine Schrifttum seit langem in der Minderwertigkeit sportlicher Massenerzeugung versunken. Es war mein Streben, zu zeigen, daß auch der Bergsteiger sein Erleben mit Worten gestalten kann, die künstlerisch gewertet sein wollen und können. So spiegelt auch in dieser Hinsicht mein Buch einen Weg: von der Abhängigkeit der herkömmlichen Art zum freien Endziel des eigenen Stiles, von der jugendlichen Leidenschaft, die der Strenge der Formen abhold ist, zur Reinheit der Linien, die aus der Beherrschung der Formen quillt.

Wenn ich halbwegs vor dem Ziel Pickel und Feder fallen lasse, so geschieht es nicht aus Mangel an Kraft oder Zweifel am Können, sondern allein aus äußerer Not. Die Quelle, die mir unerschöpflich aus den Bergen floß, rauscht in weiten Fernen vorüber. Drum schließt in diesen Blättern der Jubel befreiender Tat mit Stimmen der Sehnsucht.

Ob ich oder Andere die beiden Wege zu Ende gehen, ist letzthin einerlei. Wenn auch die Technik im Dienst der Gewinnsucht schon manchem Gipfel den Glanz des Erhabenen nahm — die Erde wird immer Berge tragen, auf denen der Mensch seine Gottheit sucht. Noch Mancher wird nach mir von Tempeln singen, die seine Sehnsucht auf Firne baut.

Breslau, Pfingsten 1919.

Dr. Oskar Erich Meyer.

Vorrede zur zweiten Ausgabe

Das litterarische Ziel, von dem die Vorrede zur ersten Ausgabe handelt, tritt durch die Aufnahme einiger neuerer Stücke klarer hervor. Erst diese Vermehrung erlaubte die deutliche Scheidung in zwei Bücher von Tat und Traum.

Das erste behandelt den Weg: Die Eroberung bestimmter Gipfel und die Schilderung ihrer Besteigung. Es ist im inneren und äußeren Belange die Vorbereitung des zweiten Buches vom Ziel, das die überzeitliche Idee zu gestalten sucht.

Auch diesem liegen bestimmte Erlebnisse und bestimmte Berge zu Grunde, aber ihre Namen sind unbedeutend geworden. Gibt man der Jugend das Recht, die (vergängliche) Tat über Alles zu setzen, so verstatte man reiferen Jahren den Glauben an die tiefere Bedeutung der reinen Schau — selbst dort, wo Gipfel in ernstem Ringen erstiegen wurden.

Breslau, im November 1921.

Dr. Oskar Erich Meyer.

Erstes Buch:

Der Weg

Die Beiden

Die Beiden

Ein Jüngling, in dem die Leidenschaft der Berge wohnte, wurde in steilem Gewänd von der Nacht überrascht. Auf schmaler Kanzel, hoch über gähnenden Klüften des Gletschers, erwartete er den Morgen. Zur Sicherheit schlang er das Seil um den Fels, um nicht zu stürzen, falls er entschliefe.

Im Halbschlummer kam eine Stimme zu ihm, dumpf aus dem Innern des Berges: „Ich halte Leben und Tod in meiner Hand. Willst du ein kurzes Leben im Hochgebirge mit frühem Tod? Oder ein langes Leben in den Mauern der großen Stadt?"

Der Jüngling sprach im Traum: „Ich wähle das Leben im Hochgebirge, und wäre sein Preis auch ein rascher Tod."

Seitdem gehörte sein Leben den Bergen. Seil und Pickel waren sein Gerät. Sein waren die dunklen Wälder, die Felsen und Firne und sein der Glanz der Gipfel.

Nach Jahren fand ihn ein Hirte in stillem Kar. Zögernd befreite die Sommersonne den Leib des Toten aus dem Kristall des Lawinenkegels. —

Und es begab sich, daß ein Anderer, den die Laune der Mode in die Berge schickte, sich beim Blumensuchen im Geschröf verstieg. Auch ihm verwehrte die Nacht den Weg zu Tal. Er vernahm dieselbe dunkle Stimme und antwortete ohne Besinnen: „Ich will das Leben im

Schutze der Stadt. Ich will die Berge nicht wiedersehen."

Auch er muß glücklich gewesen sein, denn er wurde nach langem Leben mit Ehren zu Grabe getragen. —

Und du, der du lebst und die Berge liebst, verachte nicht den Andern. Und du, der sich nie nach den Höhen gesehnt, ehre den Toten, dem der Tod in den Bergen das Leben war, ob ihr einander auch nie versteht.

Um den Montblanc

Jacques Balmat und der Montblanc
Der Weiße Berg

Jacques Balmat und der Montblanc

Ein Vortrag

(1907)

Il me faut des précipices
à mes côtés qui me fassent
bien peur. Rousseau

Von einem Berge nur will ich heute erzählen. Doch wenn ich Sie nicht gleich an seinen Fuß und auf seinen Gipfel führe, wenn ich erst von anderen Bergfahrten spreche und von den Eindrücken, die mir seine weiße Kuppel zu anderen Zinnen herübersandte, und wenn ich endlich besonders von einem Manne erzähle, der sein ganzes langes Leben und seine ganze starke Liebe diesem einen Berge geweiht hat, so geschieht dies nur, um keines von den Blättern zu vergessen, die meine Verehrung diesem Berge zum Kranze windet.

Die größte Offenbarung, die ich in den Alpen fand, ist das Werk der Natur, dem die Menschen den schlichten Namen der „Weiße Berg" gaben: Montblanc.

Auf seinen Gletschern und Firnhängen begann die Geschichte des Alpinismus und in engem Zusammenhang damit die Geschichte des Geschmackes an dem Romantisch-Heroischen in der Natur.

Noch um 1500 schreibt Montaigne in seinen „impressions de voyage", einer Art von Reisetagebuch: „Unterhalb Schaffhausen trifft der Rhein in seinem Bett auf grobe Felsen, an denen er sich bricht, weiter unterhalb

auf einen Abbruch in diesen selben Felsen, über den er einen großen Fall tut, seltsam schäumend und rauschend. Dies hindert die Boote weiterzufahren und unterbricht die Schiffahrt auf dem erwähnten Fluß".

„Voilà son impression", bemerkt Durier hierzu. Die Zeit hatte noch kein Ohr für die starken Stimmen der Natur.

Ein klassisches Beispiel für die Wandlung des Geschmackes liefert Tavernier, dessen Wort zu seiner Zeit Geltung hatte. Er rühmt als den herrlichsten Punkt der Welt, den er je geschaut, den oberen Teil des Genfer Sees, ein Urteil, mit dem man sehr wohl einverstanden sein kann. Aber wir blicken über die glitzernde Fläche des Sees, über das moos- und epheubewachsene Schloß Chillon hinauf zu den zackigen Gipfeln der Dent du Midi und dem ewigen Eise der Berge um den Großen St. Bernhard. Tavernier hingegen wendet den „montagnes inhospitalières" den Rücken, um sich an den rebengrünen Hügeln des andern Ufers, den weißen Häusern der reichen aufblühenden Bevölkerung und dem fruchtbaren Kulturlande zu freuen.

Nur der Anblick der vom Menschen überwältigten, in irgend einem Sinne „nutzbar" gemachten Natur gefiel. Der Mensch dieser Zeit liebte sein eigenes Werk in der Natur: er verstand ihre Sprache nur dort, wo er ihr seine eigene hatte aufzwingen können.

So schlief auch der Reichtum des Montblanc damals noch unentdeckt für die Menschheit, bis eines Mannes ahnungsvolles Wort eine neue Epoche der Weltgeschichte heraufbeschwören sollte: Von hohem Fels schaut er in eines Wildbaches brausende Schlucht: „Lange Stunden weilte ich da, auf das Geländer gestützt, und sah von Zeit zu Zeit den Gischt und das blaue Wasser aufspritzen, dessen Brüllen den Schrei der Raben und der Raubvögel

übertönte, die von Fels zu Fels, von Gestrüpp zu Gestrüpp flogen, wohl hundert Toisen unter mir."

Hier dämmert modernes Naturempfinden auf. Der Mann, der diese Worte sprach, ist unter dem Montblanc geboren, sein Denkmal steht in seiner Heimatstadt Genf: Jean Jacques Rousseau.

Das ist die Zeit, in der die Messer der Gärtner aufhörten, ihr kindisches Spiel mit der großen Natur zu treiben; die Natur riß nun selbst das Wort an sich. Das ist die Zeit, in der der Montblanc die Kunde seines Namens auch in das Flachland hinausstrahlte; denn nur bei den Chamoniarden hieß er stets der „Weiße Berg" — die Bewohner der Ebene und die Karten nannten ihn Mont Maudit, den „Verfluchten Berg", auf dessen eisigen Hängen kein Wein wuchs und keine Ähren rauschten.

Die gewaltige Sprache der Natur hatte die Stimme des Nützlich-Flachen übertönt.

Erste Turisten besuchten Chamonix. Sie wurden vergessen. Erst die Engländer Windham und Pococke (1741) brachen den Bann. Schwer bewaffnet drangen sie vor, als gälte es einen Eroberungszug gegen einen wilden Völkerstamm, bis sie nach Abbruch des Lagers an der Arve gegenüber dem Prieuré an der Klostertafel des Abtes endeten. Nun wurde die Tur nach Chamonix Mode. Es begann die Zeit, wo man nach Hause schrieb: „J'ai fait l'ascension du Montblanc jusqu'au — Montanvert." Daß der Montanvert ein nur etwa 1900 Mtr. hoher rasenbegrünter Bergvorsprung ist, der nicht einmal unmittelbar am Wege zum Montblanc (4810 Mtr.) liegt, störte die Begeisterung nicht.

Es war die Zeit des Ringens und Siegens. In phantastischem Überschwang ergreift Bourrit den Bergstock, wirft sein Handwerk fort und kämpft ein Leben lang um

den weißen Riesen — vergebens. Als müder Greis mit grauen Haaren träumt er noch, an seinem Fenster sitzend, hinüber zu der Märchenburg der Savoyer Alpen und träumt und er träumt sich den Glauben, er habe einst dort droben gestanden, wo der Wind die weißen Schleier um die Schneegrate wehen läßt. Saussure folgt ihm mit seiner klaren, großen Liebe und ruhigen Tatkraft, die Kühnheit Jacques Balmats reicht ihm die Hand — und siegt (1786).

Folgen Sie mir Wege, die ich ging, auf daß Sie begreifen, daß solchen Männern ein Berg die Ruhe rauben konnte, bis er selbst auf seinem weißen Firn ihnen den Frieden wiedergab.

Es war im Juni 1906. Längst stand am Genfer See der Frühling in voller Blüte. Auf dem Wasser ließ die glühende Sonne tausend leuchtende Sterne tanzen. Auch in die Täler Savoyens war das Grünen und Blühen vorgedrungen; aber von den Bergen schleuderte noch der Winter seine Schneelawinen gegen den Eindringling. Georg Zindler und ich standen auf dem Pic de la Vogealle inmitten der einsamen Felswelt Hoch-Savoyens. Mit schweren grauen Wolken trieb ein starker Wind sein Spiel. Bald schlangen Nebel ihre grauen Schleier um uns, bald gaben sie den Blick auf die nächsten halbverhüllten Berge frei. Dann fraßen sich wohl mitunter die Zähne der Dents du Midi durch die grauen Lappen, aber weiter wichen die Vorhänge nicht. Da begannen wir des langen Harrens auf einen weiteren Ausblick müde zu werden und fingen an, in kindischem Spiel Felsblöcke über die Steilwand auf den einsamen Glacier de Foilly hinabzurollen. Ich war wohl auch dieser Beschäftigung müde geworden, als ich prüfend den Kopf zu dem Himmel erhob und wie erstarrt stehen blieb vor

dem Bilde, das ich über mir schaute. Stumm mache ich den Freund mit erhobenem Arme aufmerksam: Grau in grau liegt der Horizont ringsum; schier über uns aber glänzt ein kreisrundes Stück tiefblauen Himmels, und mitten auf diesem dunkelblauen Grunde in grauem Rahmen schwimmt ruhig und klar eine blendendweiße Firnkuppel in rätselhafter Höhe. — Das ist die „Calotte", der Gipfel des Montblanc.

Da wurden uns Duriers Worte wahr: „Ainsi je le vis pour la première fois et jamais vision plus radieuse n'est entré dans mes yeux."

Und neben dieser stillen Bewunderung überfiel uns ein zügelloses Wollen, und mein Fühlen verstand den Ausspruch Bourrits: „Man weiß, daß bis heute kein Wesen je auf seinen Gipfel gelangt ist, und Staunen faßt mich, daß man nicht Alles an dieses Ziel gesetzt hat." — In dieser Stunde verfielen wir dem Weißen Berge.

Reichlich ein Monat war vergangen. Zerschabte Seile, zwei gebräunte Pickel, die unsre Genfer Studentenbuden zierten, zeugten von reger Tätigkeit.

Wieder saßen wir einmal vor dem alten Kloster in Sixt, dem jetzigen Hotel du Fer-à-Cheval, im obersten Giffre-Tal. Dem Wanderer, der das Tal bis zum Ursprung des Grand Giffre hinaufwandert, erschließt sich ungeahnt eine großartige Felsszenerie: Das Fer-à-Cheval. Hufeisenförmig erweitert sich das Tal, ringsum von hohen grauen Felswänden begrenzt, über die es von allen Seiten wie weiße, leicht im Winde bewegte Schleier herabweht: Hier stürzt der schmelzende Schnee im Frühling zahllose Wasserfälle, wie silberne Säulen, auf die grünen Matten herab. Aber noch herrlicher entrollt sich das Bild, wenn wir hinaufsteigen zu den Chalets de Vogealle. Ein in den Fels gehauener Steig führt uns

über die Hütten von Boré und lange zertrümmerte Karrenfelder zu den einsamen ärmlichen Steinhütten an dem kleinen Lac de Vogealle. Steigt man von hier ein paar Felstrümmer hinauf, so übersieht man mit einem Schlage den ganzen Felszirkus; man sieht, daß der unteren Steilwand noch zwei weitere aufgesetzt sind, wie die unterste geziert mit den langen silbernen Wasserſträhnen; man sieht die kleinen blauen Gletscher mit ihren gewölbten, geborstenen Zungen, die diese Pracht in die Tiefe senden. Hinter dem Eise aber steigen die Sixter Berggipfel auf: Ruan, die Chaîne des Rosses, die schiefrig-schwarze Feniva, der firnumspülte Chevalblanc und hinten der aussichtsreiche Buet. Die Mitte des Bildes krönt der Pic de Tenneverge mit seinen glatt herabstürzenden düstergrauen Felsen. Mitten aus seiner toten Felswand schießt ein silberner Wasserstrahl wagerecht in die Luft hinaus, unerreicht und unerreichbar auch für den zähesten Kletterschuh: die Fontaine de l'Or, das Symbol über dem Leben Jacques Balmats.

An diesem Abend vor den stillen Hütten, zu denen nur raunend die lockende Stimme der Wasserfälle herübertönte, träumte ich mich, auf einem Felsblock sitzend, in all das hinein, was ich von diesem großen Abenteurerleben gelesen hatte, hier an seiner Todesstätte. Denn die Ringmauern des Fer-à-Cheval schirmen Jacques Balmats Grab.

Und meine Gedanken eilten ein Jahrhundert zurück und noch zwanzig Jahre: bis zum 30. Juni 1786.[1]) . . . Da kommt ein Mann von der Montagne de la Côte herab: Verbrannt ist die Haut des starkknochigen breiten Gesichtes; seine Kleider hängen in Fetzen: Zwei Nächte hat er in den Felsen geschlafen, einen ganzen Tag ist er allein zwischen den Seraks des Montblanc und den Riesen-

klüften seiner endlosen Firnfelder umhergeirrt. „La taupinière blanche", der weiße Maulwurfshügel, war wieder einmal höher als sein eisern aufgerichteter Wille.

Bei den ersten Hütten kommen ihm drei Männer mit Eisbeilen, Seilen und Bergstöcken entgegen: Cachat, le Géant genannt, François Paccard und Joseph Carrier, drei der besten Bergführer jener Zeit. Und fast finster fragt sie der Herabkommende, als betrete einer unbefugt sein Reich: „Was wollt Ihr da oben?" — „Eine Ziege suchen", ist die lakonische Antwort. Der zuckt nur die Achseln, wirft ihnen einen mißtrauischen Blick zu und eilt weiter hinunter. Aber plötzlich wendet er sich um und schreit den dreien nach: „Monsieur de Saussure hat eine Belohnung ausgesetzt für den, der den Gipfel des Montblanc erreicht, und um eine Ziege zu suchen, rüstet man sich nicht so aus!"

Dann betritt er in plötzlichem Entschluß seine Hütte. Sein Weib tritt ihm erfreut entgegen, sie, die stets in Angst lebt um den Mann, der oft eine, ja zwei Wochen in den Bergen umherstreift, ohne zu sagen wo. Aber ihre Freude ist verfrüht: Er fordert ein neues Hemd, Proviant. Einen Augenblick wirft er sich aufs Heu, dann ergreift er seinen Bergstock und stürmt in die Nacht hinaus, den dreien nach. Es ist die dritte Nacht, die er im Freien verbringt — aber hoch oben winkt im weißen Mondlicht die Calotte des Montblanc . . .

Das ist Jacques Balmat, der Vierundzwanzigjährige. Und so ist er geblieben bis an sein Ende: menschenscheu, ehrgeizig, einsam, mit einer zum Springen gespannten Energie in einem Körper, den nichts beugen kann. Und wie die meisten starken Naturen, die einsame und eigene Wege gehen, war er bei seinen Dorfgenossen nicht sonderlich beliebt. Dazu kam noch die Mißgunst der Führer

gegen den jungen Mann, der sich wie sie an die Lösung der größten Aufgabe wagte, und dessen Überlegenheit an Körper und Geist sie doch innerlich zugestehen mußten. So hielten sich denn auch die drei Führer abseits von ihm, als er sie bei Morgengrauen auf der Montagne de la Côte weckte, wo sie die Nacht zugebracht hatten, und ihnen erklärte, er ginge mit, um den Weg auf den Montblanc zu finden. „Wer nicht Herr sein kann und nicht Diener sein will, ist immer nur auf sich allein angewiesen", sagt Güßfeldt von Balmat. Das sollte der kühne Chamoniarde nie in seinem Leben stärker empfinden als an diesem Tage: dem 1. Juli.

Es gelang den vier Männern bis zum Col du Dôme, zwischen Montblanc und Dôme du Goûter, vorzudringen. Hier rasteten die drei Führer und gaben sich geschlagen; denn es war Spätnachmittag, und ihnen winkte auf der Höhe dieser Eiswüste ja nur der klingende Lohn Saussures. Und diese Firnschneide, die sich da in scharfem Schwunge noch 600 Mtr. in die Höhe bäumte — einen solchen Pfad hatte noch kein menschliches Wesen zu begehen gewagt. Vor dem Hauch der unendlichen Einsamkeit des Hochgebirges verlosch die flackernde Flamme ihres Mutes. Nur der vierte warf entschlossen den Rucksack auf den Firn und begann mit Bergstock und Nagelschuh Stufen zu höhlen, die ihn auf den Scheitel der Mauer führten. Jacques Balmat war der erste Mensch, dessen Blick von dem Bosses-Grat in die Tiefe stürzte, um erst auf dem Glacier de Miage einen Stützpunkt zu finden. Aber auch dieser Anblick warf ihn nicht zurück: Er setzte sich rittlings auf die Schneide, und rutschte sie hinauf, bis ihre zunehmende Schärfe, die Wucht der Eindrücke auf den Einsamen und die weiße Kuppel, die noch in schier gleicher Ferne über ihm schwebte, auch

seinen Mut zerbrach. — So ritt er den Grat wieder hinab und fand seinen Rucksack auf dem Col du Dôme vor, aber seine Gefährten waren fort: Verlassen über 4000 Mtr. hoch in der gewaltigsten Firnregion, welche die Alpen kennen, am späten Nachmittag, ein Mann, dem zwei Nächte auf nacktem Fels und eine durchwanderte an der Kraft gezehrt haben: Man erwartet, ihn eine letzte Anstrengung machen zu sehen, vor Nacht aus dem Eise zu kommen; ja selbst: bräche er dort oben unter diesen Eindrücken zusammen, man könnte nicht an seiner Kraft zweifeln — aber das Unglaubliche geschieht: Er gibt sich nicht geschlagen, er setzt den Kampf fort: Geht es nicht hier, so geht es wo anders. So steigt er denn auf das Grand Plateau hinab und überquert es bis zu der Randkluft, die den Gipfelkegel verteidigt. An einer Stelle haben Lawinenreste eine Brücke gemauert. Dort überschreitet er die Kluft und beginnt in die 500 Mtr. hohe Firnwand mit der Spitze seines Bergstocks Stufen zu bohren. Und wirklich gelingt es ihm, über diese Wand die nordöstliche Schulter des Montblanc zu gewinnen, nur etwa 200 Mtr. unter dem Gipfel, zu dem ein sanfter Schneehang hinaufleitet. — Dem Montblanc war sein Geheimnis entrissen. —

Zum Greifen lag vor ihm der silberne Stern, nach dem die Sehnsucht seines Lebens über das Haupt seines Weibes und seiner Kinder weg die Hand ausgestreckt hatte. Vermessenheit, nachempfinden zu wollen, was dieser Mann in dieser Stunde fühlte! Was ist eine Ersteigung des Montblanc in unseren Tagen gegenüber dem, was Balmat tat! Wir wissen, wie wir den Schild halten müssen, um die Waffen des Hochgebirges zu parieren. Balmat zog in eine unbekannte Welt, von der phantastische Vorstellungen herrschten. Den „Christoph

Columbus von Chamonix" hat ihn Alexandre Dumas genannt, aber selbst dieses Gleichnisses Fassungsvermögen ist zu klein. Columbus wußte, daß das, was er tat, möglich war, und er brach nach einem bekannten Lande auf — Balmat eroberte Neuland und ging nach der Meinung der Zeit in den Tod.

Die Sonne ging unter, und ein Sturm wälzte graue Schneewolken von Italien her über die Berge. Da stieg er im Nebel seine Stufenleiter wieder hinunter und suchte in schwärzester Nacht nach dem Übergang über die Randkluft. Als sein tastender Fuß ins Leere sank, zog er ihn zurück: „Für heute genug", warf den Rucksack auf den Schnee und wartete in 4300 Mtr. Höhe auf den Morgen. In dieser Nacht müssen ihn Engel behütet haben: In dichten Flocken fiel der Schnee und drohte ihn zu begraben. Entsetzliche Kälte fraß sich in die Glieder des schutzlosen Mannes. Kälte, Sturm, Schneefall, Ermüdung zehrten an seiner Kraft. Das Bewußtsein der schwersten Gefahr blieb dem Geprüften erspart: Über ihm hingen die Seraks der steilen Firnwand, denen später manches Menschenleben anheim fiel: Jacques Balmat saß in einer Lawinenrinne. —

Fast scheint es, als ob eines Mannes Tat nicht allein aus ursprünglicher Kraft heraus geboren würde — es scheint, als ob eine solche Kraft auch selbstschöpferisch das Glück würzend hineinmenge.

Von allen Seiten brüllten die Lawinen durch die schwarze Nacht, nur die Wand des „ancien passage" hielt ihren Rachen in dieser Nacht geschlossen: Denn dort unten saß ja ein Mann, der im Kampfe dem Tod so ins Gesicht geschlagen hatte, daß dieser entsetzt vor solcher Herausforderung zurückgewichen war . . .

Und als endlich der Morgen nach dieser vierten und furchtbarsten Nacht kam, da zogen sich auch Schneesturm und Kälte geschlagen zurück. Aber auch Balmat war todesmatt. Zwar blitzte der Gedanke in ihm auf, noch einmal hinaufzusteigen, um den Gipfel selbst zu betreten, aber er fühlte, daß auch seiner Kraft eine Grenze gesetzt war. Aber sie genügte noch, ihn hinabzubringen. Schneeblind und bis ins Mark erschöpft warf er sich in seiner Scheune auf das Heu und schlief vierundzwanzig Stunden wie besinnungslos.

Balmat behielt sein Geheimnis für sich. Er gedachte die eigentliche Ersteigung, die Erreichung des Gipfels selbst, gleichfalls allein auszuführen. Aber wer würde ihm glauben? — Einen der Führer mitnehmen? — Diesen Gedanken verwarf er sofort: Sie, die ihn dort oben im Stich gelassen, wollte er nicht als Kameraden. Dann ließ es auch sein Ehrgeiz nicht zu: Ihm gehörte der Berg und ihm der Ruhm, ihm allein. Aber er brauchte einen Zeugen, womöglich einen Gelehrten, einen „Monsieur". Da verfiel er auf Michel Gabriel Paccard, den Klosterarzt. Das Ansinnen des Doktors, der Sicherheit halber noch vier oder fünf Führer mitzunehmen, lehnte Jacques mit Entschiedenheit ab: „Monsieur, vous monterez avec moi seul ou vous ne monterez pas". So gingen sie denn allein. Ohne Unfall gewannen sie die Schulter oberhalb der Rochers Rouges, die höchste Stelle, die Balmat damals erreicht hatte. Immer wieder wich der scheinbar so nahe Gipfel vor ihnen zurück. Aber endlich sanken die Grate auf allen Seiten in die Tiefe: Der Montblanc war gefallen. — Jacques Balmats begehrteste Stunde gab ihm den Rausch der Erfüllung. —

Und als er dort oben sein Taschentuch am Bergstock

schwang, da brach ihm unhörbar unten im Tale ein brausender Jubel los.

Paccard nämlich hatte einer Freundin im Tale die Andeutung gemacht, sie solle einmal am Nachmittag mit einem Fernglas nach dem Gipfel des Montblanc schauen. Nun lief sie von Tür zu Tür, von Hütte zu Hütte: „Der Montblanc ist besiegt!"

Dem Sieger aber sandte der König von Sardinien den Adel: „Jacques Balmat du Montblanc" . . .

So zog all das beseelt und leibhaftig an meinem Geiste vorüber, was in der Gruft der Vergangenheit ruht, als ich einen langen Abend vor den verfallenen Hütten von Vogealle saß und in das Riesengrab schaute, das noch heute Balmats Gebeine birgt. Flut um Flut schleuderte die Fontaine de l'Or über die Felswand hinaus, als würde sie nicht müde, von dieses Mannes durstiger Seele zu erzählen . . .

* * *

Ein kühler Wind trieb uns in unsere Hütte zurück. Wir hatten uns die beste ausgesucht: ein aus rohen Steinen aufgeschichteter Stall. Den Fußboden bildete ein festgestampftes Fleckchen Erde, dem kreuz und quer gelegte Balken recht störende Unebenheiten verliehen, zumal die paar Hände voll alten Heus, die wir vorfanden, nicht annähernd ausreichten, diese Härten zu beseitigen. Aber wer in dem fast hüttenlosen nördlichen Savoyen Turen macht, freut sich, wenn er nur ein Dach überm Kopfe hat. Manchmal haben wir auch frierend lange Stunden in den kalten Sternenhimmel geschaut und tiefere Erinnerungen heimgebracht als von einem überfüllten Schutzhaus der Ostalpen.

Der nächste Morgen führte uns über den Col de Sageroux auf den Mont Ruan. Der Tag war sonnenhell und der Montblanc ein Meer von Licht.

Und wahrlich: seine strahlende Höhe und Hoheit bedarf nicht des Rahmens der grauen Wolken, um in vollem Glanze zu erscheinen. Auch neben den eisumspülten „Aiguilles" von Chamonix verliert sein Herrscherantlitz nichts an Größe. Noch drei gewaltige Sprünge von je 400 Mtrn. müssen die Riesenstufen des Mont Maudit und des Tacul machen, ehe der Nordgrat des Montblanc in das Reich seiner Vasallen hinabgestiegen ist. Auch noch neben der Aiguille du Géant, neben der Zackenmauer der Grandes Jorasses mit ihren steindurchpflügten Eiskehlen schweben die weichen Linien seiner weißen Firnkämme in Alles beherrschender Höhe. Nur zwei Berge gibt es in den Alpen, die anders, ganz anders sind als die übrige Schar, zwei aus ihrer schrankenlosen Eigenart heraus geborene Herrscher: das Matterhorn und der Montblanc. Was das Matterhorn im Fels ist, das ist der Montblanc im Eis: zwei Werke der Natur, in denen das gegebene Material bis an die Grenze möglicher Großartigkeit gestaltet ist. —

Chamonix.

Die kleine Weltstadt im Arvetal nach der Einsamkeit der Sixter Berge. Gleichmütig schaut der Montblanc auf all das Gewimmel hinab, das er da unten zusammengelockt hat: Echte Begeisterung und flache Mode knien ihm in gleicher Hingabe zu Füßen. Und doch, was weiß der von dem Montblanc, der ihn nur von Chamonix aus gesehen hat! Selbst ein berggeübtes Auge wird sich infolge der perspektivischen Verkürzung der Hänge eine zu geringe Vorstellung von seiner Höhe machen. Noch weit über $3^1/_2$ tausend Meter lotrechten Abstandes schwebt die weiße

Kuppel über dem kleinen Kirchhof, wo manches ihrer Opfer ruht: die meisten hat der Montblanc in seinen Riesenschründen behalten.

Nur wie den Herold der im Grunde des Bildes verborgen ruhenden Pracht sendet er den Dôme-Grat breit zu Tal, der in dem schwarz-durchsetzten Silberdreieck der Aiguille du Goûter wie abgeschnitten in die Tiefe bricht. Und von dieses Dreiecks Spitze führt eine Linie zu dem Gipfel des Weißen Berges, so leicht, so weich, daß das Auge angstvoll entlang läuft, ob nicht durch einen harten Sprung diese Schönheit zerbrochen wird.

Doch der gleitende Blick wird nirgends enttäuscht.

Am nächsten Morgen verließen wir nach 8 Uhr das Hotel, wohlversehen mit vielen Ratschlägen unseres freundlichen Wirtes, die er uns nicht erlassen hatte, nachdem wir die Mitnahme eines Führers abgelehnt hatten. Noch sehe ich den lebhaften Franzosen vor mir, wie er vor seinem Hause auf den Zehen durch den Chausseestaub tänzelte, um uns das vorsichtige Überschreiten trügerischer Schneebrücken zu veranschaulichen. „Il faut aller comme un chat, Messieurs, il faut aller comme un chat" beständig wiederholend und mit seinen Luchsaugen umherspähend, als könne die harmlose Straße jeden Augenblick einen fürchterlichen Schrund auftun.

Größere Gegensätze als die, welche auf dem Wege von Chamonix bis zum Gipfel des Montblanc liegen, sind nicht denkbar. Erst geht es durch die Straßen voller Menschen aller Länder. Aber schon nach wenigen Schritten treffen wir auf das erste Wahrzeichen des Berges: das Denkmal „Balmat-Saussure" mit seinem gewaltigen Hintergrunde, der doch zugleich Alles durchdringender Vordergrund ist. Da stehen sie beide in Bronze gegossen: die hohe Gestalt des ernsten Gelehrten, heilige Scheu in

den Zügen, anbetend und abwehrend zugleich die linke Hand leicht zu dem Berge erhebend, der auch ihn gefangen hatte, mehr als Frauenliebe. Und daneben die Lebhaftigkeit sprühende untersetzte Gestalt Balmats, mit hochgerecktem Zeigefinger hinaufweisend zu dem Ziele über den Wolken: Die verhaltene Glut des Gebildeten neben der trotzig-naiv zugreifenden Kraft des Mannes aus dem Volke. —

Bald liegen die letzten, verstreuten, noch zu Chamonix gehörigen Hütten hinter uns. Lichter Hochwald nimmt uns auf. Immer seltener streckt uns die Kultur des Tales ihre Fühler in Gestalt vereinzelter Erfrischungsbuden nach. Wir steigen langsam und stetig die Wegwindungen empor. Selbst die Cascade du Dard sparen wir uns für den Rückweg auf. Denn all unser Wille blickt nur hinauf nach der blitzenden Firnkuppel. — Arven lösen die dunklen Tannen ab. Unbeschreiblich ist das Farbenspiel der blendend weißen Eisstürze des Bossons-Gletschers, der durch die hellgrünen Nadeln schimmert. Schon sind wir hoch über seiner grauen Zunge, die auch heute noch bis 1100 Mtr. Seehöhe in das Tal hinabhängt. Über Leitern klettern da unten schwarze Pünktchen auf ihren Rücken: arme Menschenkinder, die sich mit den schmutzigen Trümmern des Märchenpalastes begnügen müssen, in den unser Weg nun führt. Riesige graue Eismauern durchschneiden sich kreuz und quer; aus blauer Tiefe gurgeln die Schmelzwasser herauf. Und je tiefer wir eindringen, desto märchenhafter wird die Pracht: Ungeheure Eistürme ragen wie gequält unter dem emporquetschenden Druck schräg in die Luft hinaus. In das Tropfen und Gurgeln der Wasser mischt sich geheimnisvoll das Knistern der Trümmer dieser wie von einer Riesenfaust durcheinander geschüttelten Stadt. Und

mitten hinein in dieses zerborstene Häusermeer aus Eis pfeifen klatschend vereinzelte Geschosse von den Steilhängen der Aiguille du Midi.

Und doch ist der Weg durch diese Wildnis nirgends schwierig, was zum Teil seiner Begangenheit zu danken ist: der Pickel hat Ruhe; die nicht sehr zahlreichen nötigen Stufen sind geschlagen.

In der „Jonction", der Vereinigung des Glacier des Bossons mit dem Glacier de Taconnaz, erreicht die Zerklüftung ihren Höhepunkt. Hier ersparen Leitern an drei Stellen allzu große Umwege. Noch deutlich entsinne ich mich der Augenblicke, als ich eine mehrere Meter lange, fast wagerecht liegende Leiter überkletternd auf ihrer Mitte Halt machte, um in den überbrückten Riesenschrund hinabzuschauen: An den Rändern blitzt das Sonnenlicht auf den meterlangen Eiszapfen, von denen träge Tropfen wie in einen Keller fallen. Tiefer weicht der Glanz einem sanften Hellblau, das allmählich in Dunkelblau übergeht, um unten endlich in bodenlos-schwarzer Nacht mit dem Brummen des Wassers zu verschwimmen: Dort hockt der Tod. Man sieht ihm lächelnd von der Leiter ins Gesicht wie einem Raubtier hinter Gitterstäben . . .

Über einen kurzen kluftlosen Firnhang gewinnen wir darauf die Grands Mulets, den schwarz aus dem Eise aufragenden Felsen, welcher die Hütte trägt. Sie liegt in einer Höhe von 3050 Mtrn. oberhalb des Zusammenflusses von Bossons- und Taconnaz-Gletscher.

Wer über die Holzbrüstung gelehnt an einem schönen Abend in die Stille dieser Eiswelt geschaut hat, wird es nicht vergessen. Über den endlosen Ketten der Voralpen bis zum Jura liegen die blauen Schleier der Dämmerung. Graue Schatten kriechen durch das Arvetal über die Lich-

ter von Chamonix hin. Hier oben aber spiegeln sich in kaltem Glanz die weiten Firnfelder. Kein Laut. Nur hin und wieder poltert in der Ferne ein Stein, stürzt grollend ein Serak. Der Mensch und das Häuschen hinter ihm versinken in die Tiefe dieser Einsamkeit und Ruhe.
Wohl fließt auch dieser Firn in stetem Wandel zu Tal, aber sein Antlitz bleibt ewig das gleiche. So hat es schon Balmat gesehen, so werden es die Kommenden sehen. Darum wird in dieser Welt alles klein, was wir unten für groß hielten in unserm kleinen Leben. Nur Eins können wir dieser Welt ohne Scham entgegenhalten: die Tat — durch die wir selber wachsen.
Und dort oben, wo sich die Riesengrate um das Firnbecken die Hände reichen, winkt ein Ziel. —
Gegen zwei Uhr nachts weckte mich ein Brausen, unter dem die Wände des Hauses erzitterten. Einen Augenblick horchte ich schlaftrunken hinaus, dann warf ich mich mit einem ebenso unfreundlichen wie nutzlosen Fluch auf das Lager zurück. Zum mindesten tobte ein furchtbarer Sturm. Genaueres war durch die schwarze Nacht des kleinen Fensters nicht zu erkennen. Mich befiel die Unruhe der Ungewißheit. Ich machte Licht, und nach kurzer Verhandlung mit meinem Gefährten, der inzwischen auch wach geworden war, beschlossen wir aufzustehen. Ein orkanartiger Sturmstoß empfing mich, als ich die Haustür aufstieß. Oben über dem Dôme du Goûter heulte und pfiff es in tausend Stimmen. Von dem Bossesgrate wehten lange weiße Schleier im Mondlicht über das Grand Plateau hinaus: so spielte der Wind mit den Schneekristallen. Über dem Montblancgipfel stand drohend eine schwarze Wolke. Sonst war der Himmel klar. Nach vergeblichem Harren standen wir im Sturm auf dem mondlichtübergossenen Firn. Die schwarze Wolke

war so gut wie verschwunden. Doch zeigte die Uhr schon halb vier.

In breit ausgetretener Spur geht es in sanfter Steigung hinüber zum Fuße des Dôme; dann mit einer Schwenkung nach links fast genau auf den Montblancgipfel zu. Ein etwas stärker geneigtes, spaltendurchrissenes Stück leitet auf das eistrümmerbesäte Petit Plateau, wohl die einzige durch Lawinen gefährdete Stelle der heute üblichsten Anstiegsroute. Stumm steigen wir aufwärts in der „vallée de neige", dem leuchtendsten Gletschertal der Alpen. In weichen Wellen flutet der Firn zu uns hernieder, umrahmt von Uferkämmen aus demselben reinen Weiß. Nur selten durchbricht der harte Trotz schwarzer Felsen die Decke. Siegreich entfaltet der Firn seine Meisterschaft in der Kunst der Linien über die brutal modellierende Kraft des Gesteins.

Schon liegt der Gipfel der Aiguille du Midi unter uns. Eine weitere Steigung endet auf dem Grand Plateau, dem riesigen Firnbecken zu Füßen des eigentlichen Gipfels. Noch 800 Mtr. bäumt er sich jenseits auf. Links der lange Corridor-Grat mit den Rochers Rouges, neben denen einst Balmat die steile Firnwand hinaufstieg. Rechts die schmale „arête des Bosses du Dromadaire", über die uns der Weg führen soll. Zwischen beiden Graten setzt die steile Gipfelwand unmittelbar in die riesige Kluft ab, in der manch ein Opfer des Berges ruht. In langsamer Fahrt führt sie der Gletscher hinab, bis die Sonne ihre Gebeine unten im Tal aus der Zunge nagt.

Unter scharfer Schwenkung nach rechts gewinnen wir den Col du Dôme, zwischen Dôme du Goûter und Montblancgipfel. Heulend begrüßt uns der Sturm und schleudert uns ganze Hände voll scharfer Eisnadeln unter stechen-

dem Schmerz ins Gesicht. Wir flüchten in die halb mit Eis gefüllte Cabane Vallot zu einer halbstündigen Rast. Lebhaft entsinne ich mich eines herrlichen Bildes, das ich durch das unter den Schlägen des Windes klirrende Fenster sah. Den steilen Firnhang zum Bossesgrate hinauf stieg allein ein Mann. Der Sturm zerrte an seiner derben Jacke, aber mit jedem Schritt die Haue der Eisart tief in den Firn bohrend, stieg er ruhig und sicher empor.

Bald standen auch wir auf der „Grande Bosse". Bei einem Sturm, wie wir ihn erlebten, ist es auch heute noch verständlich, daß der schmale Grat die ersten Ersteiger wiederholt zurückgeschlagen hat. Erst 1847 beging ihn zum ersten Mal der Führer Marie Couttet. Die sonst sicher harmlose Schneide schoben wir uns in gebückter Stellung vorwärts, um dem Wind weniger Angriffsfläche zu bieten. In weitem Bogen flatterte unser Seil über dem Abgrund zum Grand Plateau. Wunderbar geschwungen ist die Linie des letzten Teiles der Firnschneide, die in der durchsichtigen Luft zu schwimmen scheint. Immer rasender faßt uns der Sturm, aber um so zäher gewinnen wir Seillänge um Seillänge. Und da: auf einmal, nicht 50 Mtr. entfernt, liegt vor mir, fast bis ans Dach im Schnee begraben, das „observatoire Janssen".

Der Montblanc war unser.

Einzig in seiner Art wie der Berg ist der Blick von seinem Gipfel. Die Aussicht von anderen Höhen tritt, losgelöst von der Zinne, auf der wir gerade stehen, wie ferne Gemälde an uns heran. Der Rundblick vom Montblanc ist nur eine einzige Riesenfolie für die Erhabenheit des Berges selber. — Es ist, als riefe einem der Berg selber jubelnd zu: Sieh, ich allein **bin** — alles Andere

lebt nur von meinem Lichte. — Und wahrlich: all die Berggestalten, zu denen wir von unten bewundernd aufgeschaut haben, versinken nun selbst in die Tiefe. Dienend knien die Riesen des Oberlandes, des Wallis, ja selbst das Matterhorn und die sonst himmlische Krone des Monte Rosa vor ihrem Herrn. Unaufgehalten schweift der Blick über der Gipfel fern verebbendes Meer, um alle Fäden der Bewunderung nur immer wieder zurückzuschlingen um den einen Berg, auf dem wir stehen, der allein ungebeugter Sieger geblieben ist . . .

So ist mir in den Bergen der Montblanc einer Wahrheit tiefstes Sinnbild geworden: Je höher wir uns erheben, um so tiefer sinken in ihre eigene Kleinheit Ziele zurück, die wir erstrebten, als wir selbst noch tiefer standen, und um so weiter können wir die Kreise schlingen, die erweiterte Ziele aufzunehmen fähig sind.

Der Weiße Berg

Die Ruder ruhen im See,
Und Ringe zergehn in die Nacht.
Mit tausend Lichtern entfacht
Leuchtet der lebende Quai.

Sterne erstehen im Blau,
Im Dunkel verrollt ein Rad.
Die tönenden Türme der Stadt
Umbrandet das flutende Grau.

Hat meine Seele den Traum
Hoch in die Ferne gebaut,
Der tief aus dem fliehenden Raum
Weiß in die Wasser schaut . . .

Zwiſchen Sixt und Barberine

Sixt und das Fer-à-Cheval
Barberine / Salanſe

Zwischen Sixt und Barberine

(Die Berge vom Mont Buet bis zur Tour Sallière)

(1909)

> Je suis bien loin des Alpes que j'ai parcourues; si je pouvois y retourner encore, j'aurois bien des questions à faire à la Nature dans ce séjour. Heureux si je l'interrogeois de maniere à mériter sa réponse!
>
> De Luc: Relation de différents voyages aux Montagnes de Sixt en Faucigny. Maestricht, 1776.

Jeder echte Bergsteiger hat eine Heimat in den Bergen. Auch wir, die wir drunten in der Ebene wohnen. Und ob einer den ganzen Zug der Alpen durchwandert hat, es wird für ihn eine kleine Gruppe in dem großen Kranze geben, zu der seine Sehnsucht aus dem lauten Lärm der Städte an langen Winterabenden heimwärts wandert; aus der ihm die Erinnerung fließt wie ein klarer unerschöpflicher Quell; eine Gruppe, die allein und immer wieder in seiner Vorstellung aus dem Dunkel des Gewesenen taucht, wenn er das Wort „Alpen" hört. Nicht weil diese Gruppe großartiger denn andere wäre, oder weil ihm hier der Erfolg Lorbeerkränze um die Eisaxt gehängt hätte — nur weil ein Zufall gerade diese Gruppe als erste seinem jungen Wollen wie einen Aufruf zur Tat entgegenstellte; nur weil ihn diese Berge einst zum Bergsteiger machten.

Und ob er nicht darin geboren wurde, er liebt diese seine Heimat in den Bergen, weil sie den ersten Torheiten des jungen Führerlosen freundlich war; weil sie ihn an den Abgrund führte, ohne ihn hineinzustürzen; weil sie sein Leben hart in die Hand nahm, um es ihm wider Verdienst lächelnd zurückzugeben. Sie ließ den Stein warnend auf ihn zupfeifen und lenkte seinen Flug im letzten Augenblick von seinem Haupte; sie stieß die morsche Schneebrücke polternd in die Kluft, ehe sein unwissender Fuß sie betreten. Und sie machte seine Augen auf, über denen das blinde Wollen wie ein Schleier lag, und lehrte seinen Geist, unsichtbare Linien durch das Spaltengewirr zu ziehen, die Kamine mit den Felsbändern zu verbinden und so dem Fuße vorzuarbeiten auf dem Wege, der zu den Höhen führt . . .

Und ob ich seitdem manchen Berg bestiegen, der größeren Reichtum zäher zu verteidigen weiß als jene Höhen in Nordsavoyen, keine Gruppe der Alpen steht meinem Herzen näher als die Berge um Sixt.[2])

Eine Liebe, die nicht durch Maß und Vergleich ihren Sinn erhielt, verblaßt nicht vor dem, was schöner oder gewaltiger ist. Sie besteht wie die Berge bestehen und fragt nicht warum. So kam ich wieder und wieder. Ein paarmal allein, meist mit einem Gefährten, der hier so heimisch ist wie ich. Nirgends wanderten wir so unbekümmert wie hier, ohne den Hintergedanken des Ehrgeizes, ohne die Sucht nach klingenden Namen. Wir stiegen in das Sonnenlicht eines klaren Tages hinauf oder in das Grau der Wolken hinein, die den Regen in hohlen Händen hielten. Wir wandten uns talwärts, wann es uns gefiel, oder eilten die Grate entlang und verbannten die Sorge um ein schützendes Dach. Trat uns der Abend auf den Höhen entgegen, so sahen wir

im Schutze der Mauer, die wir wie spielende Kinder aus Stein erbaut, den Sternen zu, die mit goldenem Finger ihre Kreise zogen.

So habe ich nur die Erinnerung, die mir die Feder führt, und ehe sie manchen der Tage wiederfindet, von denen ich erzählen will, muß sie das Grau von Jahren durchdringen, die ihren Schleier darüber gebreitet. Die Erinnerung und ein beflecktes Kartenblatt, auf dem das kalte Licht der Lampe liegt. Doch langsam heben sich mir die Grate aus dem Papier, weiße Firne leuchten, und Bäche brausen durch düstere Schluchten herab. Da ordnen sich langsam die verstreuten Bilder, die mein Gedächtnis bewahrt, zu Wegen, die wir gewandelt.

Erster Teil:

Sirt und das Fer-à-Cheval

Alte Urkunden sagen aus: Im Jahre 1144 gründete der Augustinermönch Ponce, aus dem Geschlechte der Herren von Faucigny, ein Kloster im Tale von Sirt. Die Sage weiß mehr zu erzählen: Dort wo heute die riesige Linde[3]) breitästig den Dorfplatz überwölbt, stand einst eine Esche, an deren Stamm viele Jahrhunderte bauten, le Gros-Frêne[4]) genannt. Sie warf ihren Schatten schon weit in das Land, noch ehe die Menschen kamen, und gewährte dem Heiligen Schutz und Sitz, als er nach langer Wanderung das Tal erreichte. Urwald bedeckte den Boden, von Bär und Wildschwein bewohnt. Der Gros-Frêne, dessen Andenken heute noch lebt, war Zeuge der ersten Tage von Sirt.

Andere erzählen es anders: Ein breiter bewaldeter Riegel legt sich quer vor das Tal. In langer Schleife umgeht ihn die Straße. Jenseits grüßt freundlich die Kapelle

Notre-Dame-des-Grâces. Dort wo sich heute plötzlich der Blick auf den weiten grünen Kessel öffnet, überragt von dem plattigen Fels des Grenier de Commune mit blinkendem Firn auf den Schultern — dort brandeten einst dem mönchischen Gast die Wellen eines weiten Sees entgegen. Düster schaute die Pointe de Sales auf ihr zitterndes Spiegelbild. Da höhlte der Heilige mit seinem Stab eine Klamm in den felsigen Grund, les Tines genannt. So floh das Wasser dem Meere zu, und fruchtbarer Boden entstieg der Flut. —

Das alte Kloster ist längst verfallen. Die Gebeine des heiligen Ponce (gest. 1178) schlafen jahrhundertelang in der Kirche und heilen den Kranken, der fromm ist und glaubt. Ein neues Gebäude wurde errichtet (1622). Reichtum und Lebensfreude zog in die Säle ein. Durch die gewölbten Gänge hallte der Ruf der Jäger und lautes Bellen der Rüden. Der Bischof von Genf war fern. Die letzten Mönche sahen noch die Gebrüder de Luc, die ersten Männer mit Bergstock und Beil. Dann kam die Revolution und warf mit brutaler Faust die Pforten des Klosters zu (1793). —

Die Zellen der Mönche sind heute Fremdenzimmer geworden und das Refektorium der Speisesaal des Hôtel du Fer-à-Cheval. Doch fällt noch wie einst das Licht durch die alten Bogenfenster herein und spielt auf den Wappenschildern des Hauses Savoyen und der Grafen von Sales.

Abenddunkel liegt auf dem Dorf. Die Höhen leuchten in letztem Licht. Da tue ich meinen gewohnten Gang zur Giffre-Brücke hinüber. Ich stütze die Arme auf das Geländer und schaue hinab in die Flut. Ich höre die fernen Wasserfälle des Fer-à-Cheval, zu einem Brausen vereint. Da weiß ich, wenn ich mein Haupt erhebe, tritt

das Bild in mein Auge ein, das mich die Berge lieben lehrte. Ein Bild, das keiner zu schauen vermag, ohne die Sehnsucht heimzutragen. Hier ist soviel Schönheit versammelt, daß ein Name zum hohlen Klange würde. Ist es der Berg, der mich fesselt, oder das Felsenrund? Dort ist ein Märchen erfüllt, und die Welt ist zu Ende. —

Dunkle Kulissen fliehen vor dem Auge zurück. Sie bilden die Flanken des Tales, das fern in Büschen und Bäumen ertrinkt. Tief aus dem grünen Grunde steigt die graue Querwand auf. Drei Terrassen müssen sich übereinandertürmen, um den Bau des Pic de Tenneverge zu vollenden. Die unterste Stufe spaltet ein fallender Strich: die Cascade de la Méridienne. Die zweite Terrasse ist ganz in die kahle Wildheit der Felsen gebettet. Die dritte ist leuchtend mit Silber beschlagen. Darüber wölbt sich das Schweigen des Gipfeldomes. Nach beiden Seiten fällt von ihm das Ebenmaß der Grate, um hinter den Flanken des Tales unterzutauchen. —

Doch was verbergen die beiden Kulissen, welche die Schönheit des Gipfels umrahmen? Stumm weist die Straße das Tal hinauf. Eine Ahnung liegt auf dem Wanderer, daß Ungewöhnliches auf ihn wartet. Langsam duckt sich der Pic zurück und schiebt zerrissene Türme vor, die drohend über der Tiefe hängen. Ein Dorf erscheint und verschwindet. Von rechts her weht der silberne Regen der Cascade du Dard von den Felsen des Grenairon herab. Links brechen mit weißem Gischt Fontani und Gouille aus dem grünen Gebüsch hervor, so unmittelbar, daß das Volk ihre Quellen in den fernen Lac de la Vogealle verlegt: Als dort vor Zeiten eine Kuh ertrank, warf die Gouille ihre Glocke aus. Das Märchen beginnt seine Träume.

In einem Buschwald teilt sich der von Bächen zerrissene Weg. Wir wählen den linken Arm und eilen an kleinem Oratoire vorbei durch den Creux du Pont. Verheißend öffnet sich hier der erste Blick auf das Fer-à-Cheval. Wenige Schritte weiter tritt der Wald auseinander und schließt sich in weitem Ring um den Plan des Lays (Lacs).

Hinter dem Walde steigen die Wände auf und verlieren sich links im Fond de la Combe. Ein Rund von lotrechten Mauern begrenzt auf allen Seiten den Blick. Die höchste Terrasse trägt auf den Schultern die blaue Wölbung des Himmels. So wird die Stimmung des Wanderers versammelt wie in dem geschlossenen Bau einer Kathedrale. Und Orgeltöne erklingen, so wie das Grau der Wände auf eine Weise gestimmt: das Rauschen der vielen, vielen Wasserfälle.

Die einen folgen düsteren Schluchten und füllen sie mit weißem Gischt. Andere, die wie Silbersäulen in schlichter Linie aufsteigen, scheinen die schweren Terrassen zu tragen. Dazwischen wehen weiße Schleier über die Wände, von den Strahlen der Sonne mit tausend Geschmeiden durchwirkt. Schwestern gibt es unter ihnen, die einander im Frühling die glitzernden Hände reichen. Zögernd trennen sie sich im Sommer, bis endlich eine jede schluchzend ihre eigenen Wege geht mit den kargen Resten ehemaligen Reichtums. Andere sind wie die Blumen, die sie benetzen: Ein kurzer Frühling schenkt ihnen hundertfältiges Leben, dann welken sie schnell dahin. Nur ein leise rieselnder Faden träumt von vergangener Pracht bis zum kommenden Jahr.

Und dieses ununterbrochene Fallen hebt die Wände riesig heraus. Hinter der abwärts stürzenden Flut steigen und

steigen sie himmelan, um sich über des Wanderers schwindelndem Haupt zu einem gewaltigen Dome zu schließen.
Hier wohnt die Sage mit sinnenden Augen. Den schlichten Menschen, auf denen die Mühe des täglichen Lebens lastet, haucht sie ungeheuere Träume ins Herz. Geheime Dinge sind es, die man am Tage scheu bewahrt, doch wenn sich am Abend der Rauch des Herdes den Weg durch die Ritzen des Mauerwerkes sucht, dann erzählt es der Vater dem Sohn: Hoch oben am Tenneverge, da fließt das flüssige Gold aus den Felsen, und süßer Honig, den zauberische Bienen in den Ritzen bereiten, träuft über die Schrofen, unerreichbar für Menschenhände. Und tiefer im Grunde der Combe, da birgt der Berg eine ganze Ader von purem Gold. Ein armer Mann entdeckte sie einst. Als man ihm nicht glaubte und ihn höhnte, da öffnete er die rauhe Hand mit dem schimmernden Metall. Doch nie wieder fand er den Ort, der ihm unermeßlichen Reichtum gebracht hätte. Alle die nach ihm auszogen, kamen mit leeren Händen zurück, doch das Herz voll Gier nach dem Golde. — Greise gibt es, deren Gedächtnis weit zurückreicht. Die wissen mehr. Sie kennen die Stelle, wo der Schatz verborgen liegt: In den Wänden hinter dem Pic, wo der Gletscher das Silber der Fälle filtert. Aber scheußliche Drachen und Schlangen bewachen das düstere Eingangstor. Nur wenn es Mitternacht schlägt, ist der Zugang offen. Wer eine Minute früher oder später naht, oder die Beschwörungsformel nicht weiß, stürzt über die Wände des Fer-à-Cheval.
So wandert der Glaube von Geschlecht zu Geschlecht und wird nicht müde, ob auch die steinernen Riesen verneinend ihr weißes Haupt im Winter schütteln und den Erny[5]) brausend über die Dächer senden. Er wird nicht müde beim Anblick des geweihten Kreuzes, das am Wege steht

und daran erinnert, daß die Berge, anstatt Gold zu geben, das halbe Tal mit ihren Trümmern überschütteten und die Menschen samt ihrer armseligen Habe darunter begruben. Ein totes Dorf liegt unter dem Kreuz. Entre-deux-Nants war sein Name. Die Sage machte eine sündige Stadt daraus, die der Herr verderben wollte. Als letzte Warnung sandte er ein Wetter über das Fer-à-Cheval, daß seine Mauern in ihren Grundfesten erzitterten. Doch die Sünder höhnten den Himmel. Da stürzte unter dem Zucken der Blitze ein ganzer Berg krachend auf die Stadt, und johlend fuhren die entfesselten Geister des Bösen mit den verfluchten Seelen zur Hölle.

Nur ein Jäger wurde mit seiner Familie auf wundersame Weise gerettet. Dem Kinde, das sein Weib auf dem Schoße wiegte, erschien die heilige Jungfrau im Traum, mit einer Sternenkrone im Haar. Eine weiße Taube flog zur nächsten Kapelle voraus, den rettenden Weg zu weisen. Das Alles lallte das Kind im Schlaf. Doch der Jäger wollte in der Hütte sterben, wo seine Väter starben. Da öffnete sich die Tür — der heilige Ponce stand auf der Schwelle: Verlasse dies Haus, morgen ist es zu spät! — Nun gehorchte der stolze Jäger und floh mit Weib und Kind, selbst die geliebte Büchse ließ er zurück. In demselben Augenblick, als sie die Kapelle zu Nantbride betraten, vollzog sich die Rache des Herrn.

Matten und Gebüsch haben die Stätte des Unglücks mit freundlichem Grün überzogen. Neue Geschlechter leben und lachen über dem Grabe derer, die vielleicht in der Stunde der Lust verschüttet wurden. Sie murmeln Gebete am Kreuz und vergessen den Tod, der mit gehobenem Schwert auf den Zinnen steht. Sie glauben lieber an Glück und Gold.

Unter denen, die auszogen im Vertrauen auf die alten Legenden, war auch Jacques Balmat. Ihm, der die Alpen ein halbes Jahrhundert lang vom Montblanc bis zum Monte Rosa durchstreifte, hatten die Berge ihre Geheimnisse enthüllt wie keinem zuvor. Er begehrte noch mehr. Da zogen sie den letzten Schleier vom Antlitz und gaben ihm den Tod.

Jacques Balmat ist nicht gefallen, so sagten die Chamoniarden: Die Berge erhoben ihn in den Himmel. — Wie die alten Wikinger-Fürsten, auf ihrem Schiffe aufgebahrt, mit vollen Segeln über das Meer nach Walhalla fuhren, so stieg der König des Weißen Berges, das Eisbeil im Gurt, den Stock in der Faust, einsam empor, bis ihm die Berge die Pforten der Heimat erschlossen, in der seine Seele Ruhe fand.

Graue Riesenmauern umgeben die Gruft, die keines Menschen Hand berührte. Dort schläft er in einer der Schluchten unter dem Gletscher des Mont Ruan. Stäubendes Silber und funkelndes Gold gießen die Berge über ihn aus, die seine Gebeine bewahren. Und die Stimmen des stürzenden Wassers werden nicht müde, von dieses Mannes durstiger Seele zu erzählen.

So breiten Sage, Geschichte und Traum über das Felsenrund den zarten Schleier der Stimmung, welchen die Hände der Toten gewirkt.

Der Mont Ruan, 3067 Mtr.

Südsüdwestgrat-Südsüdostwand (Vire aux Loups). Die Sonne lachte in die Fenster des Hôtel du Fer-à-Cheval. Ein hastiger Griff nach der Uhr und dann ein Sprung aus dem Bett. Das kommt davon. — Gestern hatte ich meinem Gefährten in allen Zungen das alte Kloster als ideales Bergsteigerquartier gepriesen —

deshalb wurden wir heute nicht geweckt. Auch als unsere schweren Tritte durch die gewölbten Gänge hallten, rührte sich nichts. Da stellten wir uns ein Frühstück aus den Resten der Table d'hôte zusammen, Cakes, Wasser und Wein, dann knarrte der riesige Schlüssel im Schloß, der wachende Hund knurrte uns nach, und lachend trabten wir ins Fer-à-Cheval.

Mit langen Schritten eilten wir an Nantbride vorüber. Eine Frau schaute, die Hand als Schirm über den Augen, schlaftrunken den seltenen Gästen mit Seil und Pickel nach. Dann klapperten unsere Schuhe über den eisenbeschlagenen Pont de l'Eau Rouge. Die „Cantine" mit dem wassergetriebenen Karussel, der von Bächen durchrissene Buschwald, die Croix des Pellys — und der Zauber des Fer-à-Cheval öffnet die Pforten weit. Kommt das Rauschen der Fälle von rechts, von links, von oben her? Du weißt es nicht. Von allen Seiten fällt der Laut wie träumerische Gewänder über die Seele. Allmählich ertrinkt das Plätschern und Wehen in dem Brausen des Baches aus dem Fond de la Combe, den wir nach links überschreiten. Die Karte sagt aus: Über der felsigen Wand, die westlich das Tal begrenzt, stehen die Chalets de Boré. Unschlüssig sucht das Auge nach dem schmalen Steig, bis künstliche Tritte zum Wegweiser werden. „Pas de Peuh" heißt diese Stelle, der „Hahnentritt". Dann führt ein feuchter Pfad durch dichtes Gebüsch nach Norden hinauf, um auf den Weiden der Montagne de Boré zu enden. Kühe starren uns stumpfsinnig nach, Maultiere springen entsetzt zur Seite, und Ziegen beschnuppern scheu unsere Last. Wir gehen die Grashänge gerade hinauf, bis der Steig wieder deutlich nach Norden leitet. Zerborstene Karrenfelder und grobe Blöcke bilden den Grund. Wir übersteigen einen letzten kleinen Wall,

und vor uns liegt ein runder Teppich von frischem Grün. Auf schiefrigem Grund plätschert ein Bach an dem Schweigen der Hütten vorbei: Vogealle!

Schweres Grau senkt sich vom Himmel über die Berge. Der Tenneverge taucht in die Wogen der Wolken. Dann wälzt sich die Masse über die Chaîne des Rosses und reißt dem Mont Ruan den blinkenden Firn vom Haupt. Nur die Gletscher recken noch ihre blauen Krallen gegen den Frieden des Tales.

Da werfen wir unsere Säcke in einen der leeren Ställe und folgen dem Bache nordwestlich hinauf. Der Mont Ruan bleibt uns für morgen. Ein Querriegel hemmt unseren Blick. Dann schauen wir staunend in den Kessel des Lac de la Vogealle. Sein Wasser umplätschert eine große Scholle von blauem Eis und nagt mit leisen Wellen an den Ufern aus weißem Firn. Unsere Spur durchschneidet am südlichen Ufer die Einsamkeit des Schnees. Jenseits werfen die Dents Blanches dolomitene Zacken auf. In weiter Schleife erreichen wir südwärts wandernd über steile Karrenfelder den Pic de la Vogealle, 2665 Mtr.

Der schmale Grat des Gipfels hebt uns in den Nebel hinein. Nur tief zu Füßen leuchtet matt der Glacier de Soilly herauf, und jenseits zeigen Pointes Bellegarde und Avoudruz ihre dunklen Silhouetten. Fern über dem Col de Sageroux fressen sich die krummen Zähne der Dents du Midi durch die wehenden Wolkenlappen. Alles andere ertrinkt in dem Grau.

Ich liege auf dem Rücken und sehe dem Ziehen der Wolken zu. Wie die großen grauen Ballen die kleinen verschlingen; wie an anderer Stelle die dichten Vorhänge zu zarten Fransen zerreißen, von denen luftige Schleier fallen, die an den düsteren Felsen zerwehen. Auf einmal

klafft mir zu Häupten ein Riß, der einzige, der den Himmel zeigt. Nach rechts und links fliehen Wolkenkulissen zurück, die sich zum grauen Kreise schließen, um ein tiefes leuchtendes Blau. Und mitten auf diesem blauen Grunde in grauem Rahmen schwimmt ruhig und klar eine blendend weiße Firnkuppel in rätselhafter Höhe. Ein Schauer von Schönheit streift unsere einsame Klippe. Alle die anderen Höhen verhüllen in Ehrfurcht ihr Antlitz. Allein der Weiße Berg hebt sein neuschneeschillerndes Haupt hoch in den grauen Tag.

Die Nebel wehen über uns her. Wir aber eilen freudigen Herzens zu den Hütten hinab, voll Zuversicht für den kommenden Morgen, nach solchem Gruß.

Am Abend stieg ich noch einmal den Wall hinauf, welcher die Hütten vom Tale scheidet. Tief aus dem grünen Grund hebt sich die graue Mauer des Fer-à-Cheval, welche die erste Terrasse trägt. Leise rauschen die Wasserfälle. Noch zweimal wirft sich die Wand darüber auf, mit silbernen Ketten behangen. Hoch oben, zwischen den Zinnen gelagert, liegen die weißen Gletscher. Der Glacier du Pradzon läßt seine zerfetzten Zungen in düstre Schluchten hängen, triefend von schmelzendem Eis. Langsam klettert die Dämmrung hinauf und verhängt die Kaskaden mit schwarzen Tüchern. Von oben her senken die Wolken sich tief auf das Felsenrund. Die Nacht ist gekommen. Lauter reden die Stimmen des Wassers. Wir wissen nicht, was sie erzählen. Nur eine tiefe Traurigkeit weht mit dem Liede herüber. Wir reden mit den Bergen wie zwei, die sich lieben und doch nicht verstehen, und ringen Tag um Tag in Kampf und Gefahr um das ewige Rätsel.

Am nächsten Morgen (dem 18. Juli 1906) lachte das Licht durch die Ritzen der Steine. Wir verließen gern unser

hartes Lager, das nackte Balken gebildet hatten. Auf zwei Melkschemeln sitzend, die zusammen drei Beine besaßen, sahen wir dem Werden einer köstlichen Schokolade zu. Dann stiegen wir über Schutt und Schneeflecken zum Col de Sageroux empor.

In Licht gebadet lagen die Berge. Wo war der düstre Zug von gestern! Die spiegelnden Firne warfen sich Ströme von Strahlen zu, und flimmernde Glut umspielte die grauen Häupter der Höhen. — Ein düsterer Abend ist wie ein Abbild des ewigen Endes. Ein junger leuchtender Morgen lacht wie zuversichtliche Hoffnung in das leichtgläubige Herz. Jeder Schritt ist wie ein Versprechen, und die strahlende Kappe des Gipfels winkt wie Erfüllung der letzten Träume. So spielen Wolken und Sonne mit unsrer Stimmung.

Auf der Höhe des Passes (2400 Mtr.) hielten wir träge die erste Rast. Als ich mich über die jähe Nordflanke beugte, sah ich einen Mann, dem sein weißer Bart um die Schultern wehte, gewandt die steilen Schieferhänge erklimmen. Seine Gefährten hatte er weit überholt. Ich ging ihm ein paar Schritte entgegen; da reichte er mir die Hand zum Gruße: „Nous sommes tous des amis dans la montagne!“ Ich hab ihm dies Wort bis heute nicht vergessen. Wie fern und rührend klingt dieser Gruß in einer Zeit, die zur Buße ihrer Erschließersünden verdammt ist, sich Geschichten von der „Familie Ekel“ zu erzählen! Ich bin dankbar, meine Berge um Sixt gekannt zu haben, ehe unter den Fenstern der Abbaye die Eisenbahn pfeift und eine Klubhütte an der Stelle steht, wo ich gestern abend träumte. Dann werden die Turisten in Scharen kommen und neidvoll in diesen dann vergilbten Blättern lesen, daß jener alte Mann der einzige Mensch gewesen ist, dem ich je auf den Bergen des Fer-

à-Cheval begegnet bin. Drüben freilich, in Barberine, mußte ich einmal mein Hemd in kalter Nacht im Freien wechseln, denn die Klubhütte beherbergte — ein Mädchenpensionat. Das Abenteuer lockte die Schar hinauf, doch das harte Lager zerstörte die schönen Träume. „Nie wieder!" gestand mir am nächsten Morgen die Eine. Ich aber lachte mir eins in der Einsamkeit des „versant français".

Mit herzlichen Worten trennten wir uns von dem Alten und querten in gleicher Höhe den südlichen Hang des Grates nach Osten. Unter der Tour de Cluzanfe (Petit Mont Ruan) wandten wir uns nach Süden. Ein jähes Schneefeld zeigte die Reste von Tritten. An einer Stelle wurde die Neigung so stark, daß die Hüfte den Firn berührte. Hier erreichte die Spur ihr Ende. Herr Ranneau, der Wirt in Sixt, hatte mir erzählt, zwei führerlose Herren hätten die Ersteigung des Ruan vor einigen Tagen vergeblich versucht. Verriet diese redende Trasse die Geschichte der gescheiterten Expedition? — Wenig später erreichten wir über Geröll die Felsbank, welche den Glacier du Mont Ruan français nordwestlich begrenzt. Glatt geschliffenes Gestein brachte uns auf den Gletscher hinunter, den wir nach Osten überschritten, um den Beginn der markanten Schneerinne zu erreichen, welche durch die schwarze Felswand zum Südgrat hinaufleitet. Zwei breite Spalten versperrten den Eingang zum Couloir. In listiger Schleife umgingen wir sie rechts und links. Dann stampften wir mühsam die steile Rinne hinauf. Im unteren Teile schlug ich die Stufen leicht mit dem Nagelschuh. Im oberen Drittel verlangte mein Pickel sein Recht. Dann eilten wir über sanfter werdenden Firn zum Grate hinauf. Das Weitere war ein Spazierweg. Zwei kleine Türme ließen sich leicht nach links umgehen.

Dann führte uns der schärfer werdende Kamm des Grates über den Westgipfel (3047 Mtr.) zum Hauptgipfel (3067 Mtr.).

Wolken zogen über die Chaîne du Montblanc zu uns herein. Aber unverhüllt zeigte sich nördlich zu unseren Füßen der schillernde Bruch des Glacier du Mont Ruan suisse neben dem jähen Firnspiegel der „Grande Pente", über die wir zwei Wochen später die benachbarte Tour Sallière erreichten.

Der Abstieg nach Süden machte uns wenig Sorge. Die Felswand über dem Glacier des Fonds schien uns nahezu überall gangbar zu sein. So kletterten wir gerade hinab, bis uns ein gutes Band, die „Vire aux Loups", im Verein mit einem zweiten, tiefer gelegenen, schräg abwärts nach rechts in die seichte Randkluft leitete. Die zahlreichen kleinen Spalten des Gletschers konnten uns nirgends den Weg versperren. Ein starker Regenschauer jagte uns über steile Schrofen ins Tal der Eau Noire hinab nach Barberine.

Der Pic de Tenneverge, 2990 Mtr.

I. Über Pané und Col de Tenneverge. Von dem Pic de Tenneverge sprechen, heißt eines Mannes gedenken: Sir Alfred Wills. Zu einer Zeit, als noch kein Franzose über den Plan des Lays hinausgekommen war, erstieg der Engländer über den Pané und die Traverse des Moccand-Kreuzes den Pic. Und damit nicht genug. Ein Jahr darauf fand er die Anstiegsroute vom Sageroux aus. Wer einen Blick auf die Karte tut, wird über die Kühnheit des Entwurfes staunen, den Berg von dem eine Meile nördlich gelegenen Paß zu erreichen. Für die ganze Chaîne des Rosses ist dazwischen Raum. Drei Gletscherbecken verschiedener Höhe wollen überschritten

sein, ehe die morschen Felsen des Gipfelkopfes zum Steinmann führen. Dieser Weg ist bis heute das schönste „high level road" in den Bergen des Giffretales geblieben.

Grundverschieden ist die andere Route. Steilste Rasenhänge, schuttbedeckte Terrassen, düstere Wände und Schluchten treten an Stelle von weißen Gletschern und schneeerfüllten Rinnen. — So bilden die beiden Flanken des Berges „im Kleinen ein glänzendes Übungsfeld der gesamten alpinen Technik: Wände erklettern, Spalten übersetzen oder umgehen, Firnfelder queren, durch steile Rinnen auf- und absteigen, Rasenhänge von ungewöhnlicher Neigung erklimmen — mit einem Wort, fast alle Eigenarten der Alpen findet man hier vereint." [6])

Und wichtiger noch ist dies: Es gibt keinen schöneren Berg im Ringe des Fer-à-Cheval als den Pic de Tenneverge. Wer ihn von Sixt gesehen, erwartet viel von ihm und weniger als der Berg zu geben hat. Doch will seine Gunst auf weiten Wegen erworben werden. Nur wer die Bequemlichkeiten einer Klubhütte oder des Hôtel du Fer-à-Cheval entbehren mag, findet die Möglichkeit, den langen Anstieg in zwei geringe Tagesmärsche zu teilen.

In solchem Wunsche beschlossen wir, ein Nachtlager in der „cabane du berger" auf den Weiden des Col du Tenneverge zu beziehen, als wir am Vormittag des 2. Juli 1906 das Gasthaus in Sixt verließen.

In reicher Fülle gossen noch die Kaskaden ihr Silber über die Wände aus, als wir im Grunde des Fer-à-Cheval rechts an dem Kreuze von Pellys vorbei nach Frenalay eilten. Kleine Steige, die sich später im Geröll verloren, führten durch buschigen Wald zu den Schuttmassen unter den Wänden des Fer-à-Cheval. Der lange

gerade Streifen der Cascade de la Méridienne wies uns den Weg zur Höhe. Verschiedene Geröllrinnen mußten wir queren, ehe wir unter dem berühmten Pané (Pas-Né = Pas Noir) standen, der schwachen Stelle der Wand.

Wer am Fuße des Wasserfalles das Bachbett überschritten hat, schaut, gegen den Berg gewendet, in ein seichtes Couloir hinein, dessen Boden von dunklem, gebanktem Fels gebildet wird. Dies ist der Pané im engeren Sinne, Die abwärts geneigten griffloſen Stufen führen den sicheren Bergsteiger unschwer zur Höhe. Ungeübte Turisten haben Gefahr und Schwierigkeit dieser Stelle in grellen Farben gemalt. In der Tat ist die Rinne steingefährlich. Wir haben es selbst erfahren (am 20. Juni 1905) und seitdem stets eine andere Variante gewählt, die Manchem weniger gefallen wird: Wer der schuttbedeckten Terrasse am Fuße der Rinne nur wenige Schritte nordwestwärts folgt, blickt links über die erste der lotrechten Wände in den Grund des Fer-à-Cheval hinab. Zur rechten steigt ein breiter Rücken, der sich nach oben kegelförmig zusammenschnürt, in wachsender Neigung zu einem felsigen Köpfchen an. Hier beträgt die Neigung des Hanges, der nur spärlichen Rasenbüscheln Nahrung zu geben vermag, mehr als 70°.

Darüber beginnt eine zusammenhängende Rasendecke etwas geringerer Neigung, die feste Fußgelenke erfordert, aber keinerlei ernste Schwierigkeit bietet. Die verstreuten Blöcke auf der Höhe des Hanges boten uns Gelegenheit zu willkommener Rast. Eine düstere Schlucht, deren Wasser den Fall am Fuße des Pané bildet, trennte uns von der großen Terrasse, die als breiter Gürtel den Pic umschließt. Die „Rigole", ein schmales Band aus schwarzem blättrigem Schiefer, leitete leicht hinüber. Nun

standen wir unter den prallen Wänden, die von den phantastischen Türmen gebildet werden, welche den Grund des Tales bedrohen. Das Wasser, das die Kaskaden bildet, hat mehrere tiefe Rinnen, die „Guras (= gorges) de Tenneverge", in die Terrasse eingerissen, die den Beginn der Weiden des Col zu erreichen erlaubt. Eindrucksvoll ist der Quergang auf diesem geneigten Riesenbande über den Mauern des Fer-à-Cheval. Zur Rechten ruht der Blick auf dem freundlichen Tale von Sixt; links steigen die grauen Wände auf, von düsteren Schluchten zerrissen, welche die Trümmer des Berges zu Tale senden.

Endlich betraten wir die mageren, zum Teil noch im Schnee vergrabenen Weiden, die uns in sanftem Anstieg zur ärmlichen Hütte des Hirten führten.

Die „Pâturages de Tenneverge" sind in ein breites Hochtal gebettet. Nach Osten verlieren sie sich in dem Schutt des Passes, der sie vom Barberine-Tal scheidet. Im Westen endigen sie wie abgeschnitten über dem Fer-à-Cheval. Da der Pané und die Guras für Kühe nicht gangbar sind, senden seit alter Zeit die Bewohner des Schweizer Dorfes Salvan ihre Herden hier herauf, obwohl die Weiden ganz auf französischem Boden liegen.

Vor langer, langer Zeit — Jahrhunderte mögen vergangen sein — da brach ein schreckliches Unwetter über Hirt und Herde herein. Unmöglich war es, sich auf der Höhe des Passes zu halten. Mensch und Tier hätte der Sturm wie dürres Laub entführt. Steine selbst raffte er auf und trug sie im Fluge davon. Regenschauer peitschten die Erde. Die Hirten trieben ihr Vieh vor sich her, um es im Schutze der Hänge in Sicherheit zu bringen. Doch aus der Tiefe des Tals stieg wie aus bro-

delndem Kessel unaufhörlich grauer Dampf, der bald wie eine Lage von Watte das Tal erfüllte und seine Tiefen verbarg. Die Oberfläche des Nebelmeeres sah wie die natürliche Fortsetzung der Weiden aus. So glaubte die Herde in ihrer Angst, festen Boden vor sich zu haben, und jagte hinein. Keines der Tiere ward jemals wiedergesehen.

Ratlos standen die Hirten. Sollten sie heimgehen ohne die Herde? Daran war nicht zu denken. Sie wären gesteinigt worden. Die Sitten waren rauh in der alten Zeit. Das einzige blieb die Flucht. In einem Walde verborgen bauten sie Hütten und ließen heimlich ihre Frauen kommen. — So geschah es, daß Hirten aus Salvan die Gründer des Dorfes Salvagny (bei Sirt) wurden. Noch heute heißt dort manche Familie „Mojonier", ein Name, der in der Sprache des Landes der „Rinderhirt" bedeutet.

Die Weiden lagen verlassen. Schneefelder zeichneten weiße Figuren mit seltsam wirren Linien auf den grünen Grund. Große graue Blöcke bohrten sich durch die Bilder. Nebelfetzen hingen an den schwarzen Schieferflanken der Feniva. Wasserfälle stürzten träge über die Wände des andern Ufers. — Ein Nachmittag, an dem die Gräser und die Steine schlafen . . .

Allmählich richteten wir uns für die Nacht in der dürftigen Hütte ein. Das Innere ließ sich nur kriechend gewinnen. Geruch von moderndem Grase schlug uns entgegen. Den schüchternsten Versuch, sich aufzurichten, strafte ohne Nachsicht das niedrige Dach. Dafür war es aber von außen als Bank zu benutzen. Für das Inventar, eine Steinplatte an Stelle des Herdes und einen zerbrochenen Pfeifenkopf, hatten wir keine Verwendung.

Der Abend kam. Die Silhouetten der Felsen verschwammen im Dunkel. Einzelne Sterne streuten glitzerndes Gold in die Wellen des Baches. Ein leiser Wind trug klagende Stimmen von der Höhe des Passes über die Weiden.

Dem Hirten, der wochenlang in der Hütte lebt, ihm werden die Stimmen des Abends zum Wort. Er gibt es weiter an Andere, die nach ihm kommen und Neues erlauschen. So bauen viele Jahre und Geschlechter an seltsamen alten Geschichten, die in solchen Stunden zur Wahrheit werden. Alle Dinge verändert das Dunkel: Die großen Blöcke beginnen zu schwanken, und schemenhafte Gestalten schweben über dem Schnee. Der klagende Mund des Windes spricht deutlich zu dem Bach, der immer nur eine Antwort weiß. Da wird uns die Ahnung gewiß: Wir sehen die Weiden zum erstenmal. Die Landschaft im groben Lichte des Tages war nur ein Spiegelbild. Die Nacht erst entschleiert die Wirklichkeit. Und der Hirt sinnt dumpf vor sich hin: Es gibt doch Schätze unter dem Stein. Er fühlt noch einmal die Spannung des Ahnen, dem ein fremder vornehmer Herr vor langer Zeit die Stelle verriet: Dort unter dem riesigen Block, der keinem Pulver und Brecheisen weicht, dort sollte es sein. Nur Schweigen ward ihm auferlegt, was er auch sehen würde. Mühelos hob er mit dem Hirtenstabe den Fels: Einer Schlange zusammengerollter Leib erschien, mit Augen so funkelnd und groß wie die glühenden Kohlen der Schmiede drunten im Dorf. Ein Angstschrei entfuhr dem Armen — da fiel mit dumpfem metallischem Klang der Block in die alte Lage zurück. So liegt er noch heutigen Tages.

Solche Märchen blühn in der Seele der Hirten auf als

ewiges Sinnbild des Menschen, der betend die Arme zum Berge erhebt: Gib mir Gold und Glück . . .

Am andern Morgen stiegen wir die Schutthalden zum Col de Tenneverge, 2486 Mtr., hinauf. Wie hätten den Pic auch unmittelbar von der Hütte aus durch die Couloirs der Südostflanke erreichen können, doch der volle Tag, der vor uns lag, erlaubte eine Erweiterung des Planes. Wir beschlossen, auch die Pointe des Rosses, 2967,8 Mtr., in unsere Wege einzubeziehen. Von der Höhe des Passes führte uns eine breite, firnbedeckte Terrasse der Barberine-Seite zum Beginn des Ostgrates der Pointe, der uns über Schutt und leichte Felsabbrüche, zuletzt über ein weites Firnfeld, zum felsigen Gipfelkopf führte.

Unser eigentliches Ziel, der Pic de Tenneverge, war uns durch dichte Nebel verborgen. Nur einen Augenblick lang schaute die schlanke, ebenmäßige Kuppel hoheitsvoll durch die Schleier. Ein Felsgrat verbindet die beiden Gipfel. Da die Scharte dazwischen nur durch Seilkünste zu erreichen gewesen wäre, bogen wir in die südliche Flanke aus und querten nach rechts in die Senke hinein. In geringer Steigung führte der Grat uns unschwierig weiter. Bald aber gebot uns ein großer Abbruch Halt. Ein schmales Band, von dem uns die Mündung einer seichten Schneerinne trennte, lockte in die steile Nordwand hinaus. Wenige Stufen, hoch über dem obersten Firn des Glacier du Tenneverge, genügten, das Band zu gewinnen. Verschiedene kleine Überhänge beengten den schmalen Pfad. Dann führten uns völlig vermorschte, aber nicht schwierige Felsen zum Grate zurück, über den wir den nahen Gipfel erreichten (2990 Mtr.).

Schon am Beginn des Bandes hatten die Nebel uns eingeschlossen. So ward uns nur ein kurzer Tiefblick

in das Tal des Giffre gegönnt. Fern hinter Büschen und Wäldern grüßte der weiße Kirchturm von Sixt. Auf gleichem Wege gewannen wir wieder die Scharte und strebten von hier über steilen Firn und Geröll zum Col de Tenneverge hinab. Der kleine felsige Kopf, dessen Höhe die Siegfriedkarte mit 2756 Mtr. angibt, blieb uns zur Linken. Eine alte Spur im Schnee wies uns den Weg nach Barberine hinunter. Wir querten nach Osten zum Grate der Taureaux, 2597 Mtr., bis eine deutliche Trasse das Firnfeld erreichen ließ, das unter dem nördlichen Grat der Fenêtre ruht. Eine weite Schleife nach links führte uns endlich zur Hütte am anderen Ufer des Tales hinüber.
Noch am Abend desselben Tages klapperten unsere Schuhe über die holzgepflasterten Straßen von Genf.

Der Pic de Tenneverge, 2990 Mtr.

II. Von Sixt über den Col du Sageroux.

Am Abend des 8. September 1909 saß ich neben zwei Hirten am Feuer in einer der Vogealle-Hütten. Meine gastfreundlichen Wirte waren Italiener. Viele von ihnen hüten des Sommers die Schafe auf den hohen Weiden Savoyens. Der Winter treibt sie in die Ebenen ihrer warmen Heimat zu gleichem Geschäft zurück. Keiner von ihnen denkt daran, seine harmlose Fröhlichkeit, seine harmlosen kleinen Leiden gegen tieferen Schmerz und tieferes Glück eines höheren Lebens einzutauschen. Von Weide zu Weide und Herde zu Herde gehn ihre Tage dem Ende zu. — Ein alter Sack liefert die Lappen, mit denen sie, an Stelle der Strümpfe, den Fuß umwickeln, und das Fell des verendeten Schafes bildet die einfache Lagerstatt.

Heute schliefen die Hirten auf den harten Planken der Hütte und traten (leider!) dem Gaste die dicht bewohnte Wolle ab. Der rettende Ausweg ins Freie war durch die schnarchenden Männer verlegt. In mein Schicksal ergeben, harrte ich der Erlösung durch den erwachenden Tag.

Endlich trat ich in den kalten Morgen hinaus. Die Hände in den Taschen vergraben, den Pickel unter den Arm geklemmt, stieg ich zum Col du Sageroux (2400 Mtr.) auf bekannten Spuren hinauf. Zunächst war mein Weg von hier der gleiche, der uns drei Jahre zuvor auf den Ruan geleitet hatte. Doch machte ich diesmal den kleinen Umweg über die Tête des Ottans, 2554 Mtr., die ich in wenigen Minuten über den ostwärts steigenden Kamm erreichte. Der nun schmälere, von kleiner Stufe unterbrochene Grat fiel nur wenige Meter zum Col des Ottans, 2501 Mtr. Eine spärliche Spur im Geröll, die uns damals der Schnee verborgen hatte, führte mich mühelos zur Felsterrasse über dem Glacier du Mont Ruan français.

Auf den bekannten Platten balancierte ich zum Gletscher hinunter, staunend über den veränderten Anblick des Eises. Ganze Systeme von Spalten hatte die Sonne freigelegt. Auch das Couloir du Ruan zeigte ein anderes Antlitz. Damals hatten uns gute Brücken über die Randkluft geführt, heute mußte ich auf glattem, wasserüberronnenem Fels das Hindernis links umklettern. Noch zweimal traf ich im Couloir selbst auf blankes Gestein, das die Hilfe der Hände verlangte und Abwechslung in das eintönige Stufentreten brachte.

Aus dem felsumrandeten Trichter trat ich in die Sonne hinaus, um noch unter der Höhe des Grates dem Ruan den Rücken zu kehren. Eine breite Firnterrasse führte

nach Süden. Steiler ward ihre Neigung und zwang mich, die Nägel fest in den harten Firn zu schlagen. Dann stieg ich mit raschen Schritten zum Glacier du Pradzon hinab.

Ein herrlicher Weg begann. In weichen Wellen brandet der Firn nach Süden gegen den Pic. Links steigen die gelben Wände der Tour des Rosses aus dem Schnee. Rechts neigen sich schillernde Seraks über den Abgrund hinaus. Durch finstere Schluchten, welche die Steilheit verbirgt, poltert das fallende Eis. Drüben, jenseits des Tales, ruht das Auge auf grünem Ufer. Dazwischen, wie eine Ahnung nur, die Tiefe des Fer-à-Cheval.

Wer drunten im Tale steht und die Flucht der Wand zu ermessen sucht, will es nicht glauben, daß dort oben endlose Hügel aus weißem Schnee in polarer Einsamkeit liegen, und der Wanderer auf der Höhe vergißt die grünen Matten und dunklen Wälder über dem silbernen Weg, den schwarze Wände umschließen.

So kam ich auf den firnüberspülten Rücken unter der Pointe des Rosses und gewann in nach Norden offenem Bogen die geröllbedeckte schmale Terrasse, auf der wir einst eine Nacht verträumten. Über mir lief der glitzernde Firnhang zum Grat. Bald stand ich in der wohlbekannten Senke vor der Pointe des Rosses. Ihren nahen Gipfel umging ich rechts auf dem eigenartigsten Firngebilde, das mir je in den Alpen begegnet ist: Ein riesiger windgebildeter Wall aus Schnee zieht sich halbmondförmig um die Spitze herum bis zum Beginn des Grates, der sie mit dem Pic verbindet. Kleine Wächten neigten sich gegen die Kluft, die den Sockel des Berges verteidigt. Rechts ruht der Blick auf den klaffenden Spalten des steilen Glacier du Tenneverge.

Auf der Höhe des Grates ließ ich den Rucksack liegen und wandte mich gegen den Pic. Nur der Pickel begleitete mich. Den ersten Turm überstieg ich leicht und stand vor dem großen Abbruch, der den Bergsteiger in eine der Flanken drängt. Aus alter Gewohnheit wählte ich das schmale Band, das die steile Nordwand durchzieht, obwohl es tief im Neuschnee vergraben lag.

Ein gefährlicher Gang begann. Jeder Schritt wollte errungen sein. Es war kein Stufenschlagen — ein Graben mit Pickelschaufel und Nagelschuh in tiefem Pulverschnee. Immer kam graues Eis unter der Schicht zum Vorschein, das ich in mühsamer Arbeit von dem geneigten Gesimse lossprengen mußte, ehe der Fuß den nötigen Halt fand. Nur eine Hand konnte zumeist den Pickel führen, während die andere, an zweifelhafte Griffe geklammert, das Gleichgewicht des Körpers bewahren mußte, den einzelne Überhänge der Wand bedenklich nach außen drängten. Nur selten habe ich in solchem Maße erfahren, wie Vereisung und Neuschnee erschwerend wirken.

Ein wenig früher als vor drei Jahren erzwang ich deshalb über verschneite, brüchige Felsen den Aufstieg zum Grat und erreichte den runden Rücken des Gipfels, als neidische Nachmittagsnebel die grauen Vorhänge ringsum schlossen.

Mein Harren ward nicht belohnt. Auf gleichem Wege stieg ich hinunter und fuhr von der Scharte aus über steilen Firn in der Richtung zum Col de Tenneverge ab. Ein breiter vereister Streifen verlieh mir eine Geschwindigkeit, die mehr war, als ich begehrte. Die energisch verkanteten Sohlen gaben mir schnell die Herrschaft über die Fahrt zurück.

Auf bekannten Wegen trabte ich hinunter nach Barberine. Wolken ballten sich mir zu Häupten und gossen Regen auf mich herab, sobald ich über die Weiden schritt. Wasser strömte vom Dach der Hütte, und Neuschnee verwehte droben die einsame Spur.

Vom Buet, 3109 Mtr., zum Chevalblanc, 2841 Mtr.

Viel schöne Pläne und die ganze Begeisterung, die ein langer Winter in einem Bergsteigerherzen aufzuspeichern vermag, hatten wir zu einem Biwakplatz am Col de Sageroux vier gute Stunden weit von Sixt hinaufgetragen, um anderen Tags die Rosses-Kette nach Barberine zu überschreiten. Doch ein mißgünstiges Wetter ließ seine Blitze die ganze Nacht blendend durch das Gewebe der Schlafsäcke leuchten, und trostloser Regen peitschte uns am nächsten Morgen hinab.

Noch waren unsere Joppen nicht getrocknet, als wir in der Mittagshitze des 8. August 1907 das Hôtel du Fer-à-Cheval wieder verließen, um noch am gleichen Tage den Mont Buet zu ersteigen und auf seinem Gipfel das zweite freiwillige Biwak des Jahres zu beziehen.

Für gewöhnlich werden die zwei Stunden höher gelegenen Chalets des Fonds als Ausgangspunkt benutzt. Um keinen Tag zu verlieren, verzichteten wir auf diese Erleichterung. Vor allem aber schien es uns verlockend, auf einer Aussichtswarte, deren Ruhm nahezu anderthalb Jahrhunderte zurückreicht, eine Nacht zu verbringen.

So folgten wir zunächst dem Saumpfad zum Col d'Anterne, der im Verein mit dem Col du Brévent einen bequemen und an großartigen Ausblicken reichen Übergang von Sixt nach Chamonix vermittelt.

Die Sommersonne webte blaue Dunstschleier um die Kuppel des Pic de Tenneverge. Schwach leuchtete der weiße Strich der Cascade de la Méridienne herüber, deren Silber vereint mit dem der vielen anderen Fälle durch die Giffre-Brücke rollt, über die uns eine Wegtafel wies.

Eine breite Straße führt über die verstreuten Gehöfte von Maison Neuve nach dem Dorfe Salvagny am rechten Ufer des Giffre-Bas. Auch in dem weit ausgedehnten Geröllbette des Nant-Sec wird der Weg leidlich instand erhalten, bis im kommenden Frühjahr der ungestüme Wildbach wieder mit vollen Armen die Trümmer des Grenier de Commune über die Werke der Menschen streut.

Mit wohltuender Kühle empfing uns der Wald von Soret oder Grand-Joux, durch den der sanft ansteigende Saumpfad schräg aufwärts leitet. Bald öffnet sich rechts über dem waldigen Talgrunde der Blick auf die Cascade du Rouget, den schönsten der drei Wasserfälle (Pleureuse und Soffa), durch die das große Sammelbecken der Pâturages de Sales seine Fluten dem Petit-Giffre zuführt. Tief aus dem Dunkelgrün der Wälder stürzt sich der weiße Gischt auf eine felsige Terrasse hinab. Diese spaltet den Fall in zwei Arme, welche in erneutem Sprunge den Talgrund erreichen. Wo das schäumende Wasser am Felsen zerschellt, weht es als weiße Wolke langsam das Tal hinauf.

Weiter steigt der Weg durch den Wald, an den Chalets des Frassettes vorbei, zum Fuße des Felsens, auf dessen Höhe sich Sir Alfred Wills, der bekannte Bergsteiger und Gründer des Alpine Club, eine Sommerwohnung errichtet hat. Oft haben unsere neidvollen Blicke auf dem freundlichen Dache des Schweizerhäuschens geruht.

Nach kurzen Kehren betreten wir die Weiden „Im Grunde". Zahlreiche Hütten liegen auf dem Plane verstreut. Links öffnet sich der Blick in den Cirque des Fonds, ein bescheidenes Gegenstück zu dem grandiosen Amphitheater von Sixt. Zahlreiche Wasserfälle beleben auch hier das Grau der Wände.

Bald sitzen wir an dem rohen Holztisch vor der letzten Hütte des Weilers, die in eine bescheidene Herberge verwandelt ist. Ein Mast mit Tafel und Flagge macht sie dem Wanderer kenntlich. Alte Bekanntschaften mit Menschen und Hunden werden erneut, und die biedere Wirtin antwortet wir wie gewöhnlich auf meine Frage, was es zu essen gäbe: „Ce que vous voudrez", als ständen ihr Küche und Keller eines Grand-Hotel zur Verfügung. Doch daß wir diesmal den kalten Schneedom des Buet ihren warmen Betten vorziehen, will ihr nicht in den Sinn. Kopfschüttelnd sieht sie uns nach, wie wir dem Wege weiter aufwärts folgen.

Eine Viertelstunde über den Hütten von Fonds öffnet sich links ein seichtes Tal. Hier verlassen wir den Weg zum Col d'Anterne und folgen einer Pfadspur, die zum Col de Léchaud leitet. Erst geht es auf schwarzem Schieferschutt an der rechten Lehne entlang, dann erklimmt eine Kehre den untersten Absatz des Plan de Léchaud. Hohes Gestrüpp nimmt uns auf. Hier haben die Schmelzwasser den Weg auf lange Strecken tief in den lehmigen Boden eingerissen.

Schwer lastet die Nachmittagshitze auf uns, die wir noch die Luft der Großstadt in den Lungen haben. Endlich betreten wir wieder den freien Hang unter dem Col de Léchaud, les Beau-Prês genannt. Ohne den Paß selbst zu berühren, wenden wir uns nordwärts dem Hange zu, der zum Glacier des Beaux hinaufleitet.

— Als ich im Juni 1905 den Buet allein bestieg, traf ich hier nach wenigen Schritten auf Schnee. Ausgedehnte Firnfelder, die Spuren frisch gefallener Lawinen trugen, führten mich ohne Unterbrechung bis auf den Gipfel des Berges. — Heute steigen wir über weichen Schutt an, und im Schutze einer seichten Mulde trägt ein zusammengeschrumpftes Firnfeld den Namen des Gletschers mühsam durch die nagende Wärme des Sommers.

Die Mühe des eintönigen Anstiegs findet ihren Lohn in den Bildern, die über die Senke des Col de Léchaud zu uns herübergrüßen. Mit jedem Meter, den wir an Höhe gewinnen, reckt sich gewaltiger der Weiße Berg empor. — Oft habe ich mir daheim im Geiste das Bild des Montblanc erbaut. Und immer brach das Werk der Phantasie, die doch über manche Dinge des wirklichen Lebens hinauszuschaffen vermag, mit einem Schlage zusammen, sobald eine gütige Stunde mir wieder zu schauen gab, was über alle Worte und Werke erhaben ist. Die leuchtendste Phantasie dunkelt im Angesichte seines blendenden Firns, und die weichen Linien, die seine Kuppel umziehen, beschämen die treueste Erinnerung.

Wo ist ein Berg, so aus *einem* Gusse gebildet wie der Montblanc? Arbeiten nicht an den andern viele Hände einander entgegen? Verhüllt nicht immer der Firn die schroffen Formen im Fels? Zerbricht nicht immer der Fels die weichen Linien des Firns? Nur selten läßt der eine Bildner dem andern das ganze Feld. Nur wo *eine* Kraft nach *einem* Ziele drängt, entsteht ein Werk, das wir schön nennen müssen um seiner Vollendung willen.

Wir reden so viel von der „Schönheit" der Alpen und können doch in einem Atemzug die Berge nennen, die

schön sind im wahren Sinne des Wortes. Wir meinen lieblich oder großartig, gewaltig oder kühn, wir schauen erschütternde Kontraste und fühlen in andern Bildern den Frieden — und umklammern in verzeihlicher Begeisterung, die sich nach hohen Worten sehnt, alle die vielen Dinge mit dem höchsten Worte „schön". —

Alle Schlaffheit schwindet vor der Kraft der Eindrücke hin. Wir steigen nicht mehr, wir rennen den letzten Hang empor bis zum Rande des Glacier des Beaux. Da mir der Weg über den Gletscher bekannt ist, wählen wir den Südwestgrat zum weiteren Anstieg, den wir östlich von Punkt 2664 erreichen. Trittspuren an seiner Südostflanke weisen uns weiter den Weg. Bald leitet eine eiserne Kette wieder schräg zum Grat hinauf. Sie macht die einzige Kletterstelle auch für weitere Kreise harmlos. Ein leidlich geübter Turist braucht sie nicht zu berühren.

Ein Wettlauf mit der rasch einsetzenden Dämmerung bringt ihr den Sieg. Noch ehe wir den Gipfel erreichen, überfällt uns die Nacht. Endlos erscheint uns im Dunkel der letzte Hang. Da taucht ein rechteckiger Kasten vor mir auf, der Menschenhänden sein Dasein verdanken muß. Es ist das „Château Pictet", wie der Volkswitz die kleine schneeerfüllte Steinhütte nennt, die zu Ehren des bekannten Genfer Physikers ihren Namen erhielt. Ein Blick auf den Eisklumpen im Innern vermag das Vertrauen auf unsere Schlafsäcke nicht zu erschüttern — wir eilen vorbei und streben der Höhe zu, bis wir neben dem mannshohen Steinmann stehen. Vor uns steigt die Firnkalotte des Gipfels noch einige Meter auf. An ihrem Rande bereiten wir uns auf schiefrigem Grund das Lager.

Die Sterne flimmern am Himmel. Die Kuppel des Montblanc ist bleich wie ein Märchentraum. Ihr blendendes Weiß ist zu blindem Silber geworden. Der schwarze Strom der Nacht fließt lautlos durch die Täler. Die niederen Ketten versinken tief in der Flut. Die Reihe der „Inneren Aiguilles" reckt ihre Zacken unsagbar düster heraus.

Ich liege auf dem Rücken und starre empor. Meine Hände fühlen das kalte Gestein. Und über mir nichts als die stählerne Wölbung des Himmels. Dreitausendeinhundertneun Meter! fährt es mir durch den Sinn. Die nüchterne Zahl wird mir zum Symbol der Einsamkeit und Stille des Hochgebirges.

Ich schließe die Augen. Ein leiser Schlaf baut schwankende Mauern zwischen mir und der Welt. — Auf dem Gipfel des Buet? — Es ist nur ein Traum. Wenn ich erwache, höre ich Räder rollen, und Tritte klappern an meinem Fenster vorbei.

Ein schneidender Wind jagt Schauer an meinem Körper hinauf. Gaukeln die Sterne in meinem Traum? Es glitzert wie Sonnenstrahlen auf blauer See. Zitternd vor Kälte richte ich mich auf. Die Schleier des Schlafes zerreißen. Geisterhaft ragt der Weiße Berg in den eisigen Raum. Die Stimmen der Nacht umkreisen die Ruhe des Riesen. Die flackernden Sterne tanzen um seinen Thron. Es gibt nichts außer ihm.

Ein Windhauch wirft mir die Klappe des Schlafsackes über den Kopf. Frierend krieche ich tief in das dünne Gewebe. — Die Stunden, die lärmend den Tag durcheilen, wandeln im Schlaf mit leisen Füßen über die Berge. Nur eines Raubvogels langgezogenes iäh — iäh zerbricht noch einmal die gläserne Stille. Dann

hüllt sich die Nacht in ihr schwarzes Haar, bis die Dämmerung es wieder vergoldet. —

Es ist nicht wahr, daß ich vor wenigen Tagen noch durch laute Straßen schritt, wo häßliche Häuser die Blicke hemmen. Ich schwimme auf einsamer kleiner Insel seit Ewigkeit durch das Meer der Luft. Und gleite seit vielen Jahren einer hellen Stelle entgegen, die im Osten den Raum begrenzt. Und viele andere Inseln, die aus dem dunklen Meere tauchen, gleiten mit mir dem gleichen Ziele entgegen, das sich als riesiger Halbkreis bleich in den Himmel hebt.

Nun schießen mattrote Strahlen weit in die Rundung hinein und springen auf eine der Nachbarinseln hinüber. Sie ist höher als alle andern und weiß wie frisch gefallener Schnee. Und in dem goldenen Rahmen des Lichtes sammeln sich wieder die Dinge der Erde, die in dem endlosen Raume versanken. Zögernd tastet sich der Tag von dem Weißen Berge über die Riesenstufen des Mandit und des Tacul hinab. Dann reckt ihm die Mauerkrone der Grandes Jorasses ihre glühenden Zacken entgegen und krönt ihn zum Herrn der Nacht. Und sein ist der Sieg. Bläuliche Schleier heben sich leise von den Höhen des Wallis und den weiten Gletscherbecken des Oberlandes. Da schreiten wir langsam die Firnkalotte des Gipfels hinan, den erste Strahlen der Sonne streifen. —

Noch lange Stunden gedenken wir in dieser Höhe zu weilen und folgen deshalb dem Hauptkamm weiter nach Norden. In sanfter Neigung führt uns der mit Schieferplatten bedeckte Grat hinunter, aus dem die Zähne der Schrofen ragen. Dann senkt er sich steil zur Scharte. Doch haftet der stahlbeschlagene Absatz leicht in dem lehmigen Boden, den die zersetzenden Kräfte über den

steinernen Leib des Berges gebreitet. Jähe Rinnen schießen nach links hinab, und ein plattiger Schieferhang begrenzt unsern Weg zur Rechten. Dieser Gang ist ein hochalpiner Spazierweg, von den Bergen geschaffen und einsam wie sie.

Ein neuer Gipfel steigt vor uns auf, mit einer klotzigen Felsbastion gekrönt: die Pointe des Entrèves, 2883 Mtr.

Die Sonne stand hoch am Himmel, da lagen wir noch auf der Mauerkrone des Gipfels und holten die verlorene Nachtruhe nach. Wenn ich die trägen Lider blinzelnd öffnete, fiel mein Blick auf das Riesenbecken des Glacier du Tour und die weiße Kaskade des Gletschers. Die spiegelte mir eine Mahnung herüber: Heute vergeudest du lichte Stunden und wenige Wochen später hast du nichts als die Sehnsucht nach diesen Bildern. Da stützte ich den Kopf in die Hand und schaute hinüber: Gebadet in zitternde Mittagsglut schloß die Mauer der Grate den weiten Kreis um die glitzernde Mulde. Um die grauen Schatten der Spalten legte sich eng das leuchtende Weiß. Hoch über den weiten Firnsee hob die Pyramide des Chardonnet ihre schillernden Flanken. Den Hintergrund schloß die Grande Fourche, in blaue Schleier gehüllt. Vom linken Rande winkten die beiden Gipfel der Aiguille du Tour. Gern grüßte ich auch die kleine Spitze daneben, die eines deutschen Bergsteigers Namen in der stolzesten Gruppe der Alpen verewigt: Purtscheller.

Solche Bilder erhoben sich über dem grünen Tal von Entrèves, das dunkle Kulissen flankieren. Da warf ich die letzte Mattigkeit ab, um mit den Augen dem Grate weiter nach Westen zu folgen, über den Eisstrom von Argentière, über den schrägen Kamm der Droites hinauf

zur silbernen Haube der Aiguille Verte, die ihren blanken Schild steil auf den Gletscher stellt. In sanfter Neigung senkt sich der Grat zur Aiguille sans Nom, um jäh zur Scharte abzubrechen. Noch einmal sammelt er seine ganze Kraft in dem wuchtigen Turme des Dru, dann taucht er in fallender Linie tief in die Mer de Glace. Von dem blendenden Licht des Montblanc ruhte mein Blick auf dem grauen Wege aus, den wir am Morgen begangen. In schwindelnder Steilheit schien der Grat zum Buet aufzusteigen, bis er sich hoch in dem flachen Plateau verlor. Kleine schillernde Wächten hingen von der weißen Kappe des Gipfels nach Osten heraus.

Diese Firnkalotte war es, an der die Gebrüder de Luc 140 Jahre zuvor ihre Gletscherbeobachtungen machten. Heute, wo wir das feine Gleichgewicht von Bewegung und Wärme kennen, mutet uns mancher Gedanke seltsam an, den die Genfer Gelehrten auf dem Firne lasen: „Man kann nicht daran zweifeln, daß die Eisgebirge oder Gletscher der Alpen zunehmen. Schon daß sie da sind, ist ein Beweis, daß in den vorigen Jahrhunderten die Menge des im Winter fallenden Schnees die Menge des im Sommer schmelzenden übertraf . . . Man darf daher nicht zweifeln, daß die Gletscher zunehmen, und das zwar in einer wachsenden Progression; und daß folglich der Montblanc, der sozusagen nur ein einziger Gletscher, unmerklich höher werde."

Wohl war die Tatsache der Gletscherbewegung schon in den Zeiten de Lucs (1770) nicht unbekannt, doch wagte man noch nicht, in den harmonischen Kreislauf des Wassers und seiner Erstarrungsformen den weiten Weg vom Gipfel des Montblanc bis zum Spiegel des Meeres einzuschließen.

Die Spalten im Eise waren demselben Forscher ein Werk der inneren Wärme der Erde: „Das Wegschmelzen von unten kann nicht allenthalben über den ganzen Gletscher gleich stark sein, daher geschieht es vermutlich zuweilen, daß ein großer Teil der Masse sich nicht weiter halten kann und mit einmal sinkt. Dergleichen Senkungen würde ich die an Länge, Breite und Tiefe ungeheuren Höhlungen (crevasses) zuschreiben, die man auf einigen Gletschern findet, und die mit einem entsetzlichen Getöse[7]) entstehen."

Und doch wurden diese Männer seelisch nicht weniger erschüttert als wir, denen ein Feind des Eindrucks in der Gewohnheit erstanden ist. Die Welt der Berge war ihnen fremd wie uns die Mitternachtssonne der Pole oder der stäubende Sand der Wüste. Wir schauen kritisch die Einzelheiten und prüfen die Zacken und Türme, die Linien der Grate, die Skalen der Farben, die sich zu Bildern reihen — im Auge der ersten Männer, welche das Hochgebirge bereisten, schlossen sich alle die zahllosen Dinge zu einer gewaltigen Einheit zusammen, die keiner zu gliedern wußte vor de Saussure. Sie hatten dasselbe dumpfe Gefühl, mit dem wir als Kind zum ersten Male das Meer gesehen, in innerster Seele aufgewühlt und nur einer großen Phrase mächtig: „Horribles beautés!" Bourrits dionysisch rasende Phantasie schafft neue Welten in dieser Welt, heroisch und monumental wie das, was er sieht. Das Arvetal ist ihm ein alter See, und die Mer de Glace ein riesiger Golf, in langen Wintern zu Eise erstarrt. Am Fuße des Dru erkennt er die Felsen, an denen das Wasser gebrandet, und alle Schluchten und Rinnen erfüllt sein Auge mit silbernen Kaskaden.

So schlossen sich mir Vergangenheit und Gegenwart zu einem schwankenden Bilde zusammen, in dem nichts

beständig war als die Berge. Frühere Geschlechter sahen sie anders als wir. Eine spätere Zeit wird unsere Anschauungsweise belächeln. Die Jahrhunderte sind wie verschieden gekrümmte Spiegel, in denen das Bild desselben Gegenstandes wechselt. Keiner hat recht.

Die Schieferplatten klirrten wie Scherben unter dem Schuh, als wir zum Col du Genévrier hinunterschritten. Eben und breit wie eine Straße wurde der Grat. Links die grauen wasserzerrissenen Terrassen des Cirque des Fonds, rechts eine Flut von Glanz und Licht. Über die unbedeutende Pointe du Genévrier, 2819 Mtr., der ein riesiger Steinmann zu einiger Selbstständigkeit verhilft, erreichten wir in sanftem Anstieg den Chevalblanc, 2841 Mtr. Dann eilten wir ein steiler geneigtes Gratstück zum Col du Grenairon hinab, dem Zwillingsbruder des Col du Genévrier. Ein Gang nach Norden brachte uns auf die Tête du Grenairon, 2731 Mtr. Nach kurzer Rast kehrten wir zum Passe zurück und stiegen nach Osten über steilen Schutt und abschüssige Felsbänke zum Vieux Emosson hinab.

Ich habe dieses kesselförmige Kar voll heller Sonne gesehen und tief beschattet von schwarzen Wolken. Ich habe dem Plätschern der Bäche gelauscht, die hundertarmig das Geröll durchirren, und dem leisen Klopfen des Regens auf dem plattigen Schutt — immer fand ich die Einsamkeit, mit grauen Augen in Stein erstarrt. Und dieses Tal wird einsamer von Jahr zu Jahr. Der Alte von Emosson liebt keine Störung. Er haßt die weidenden Herden und den Hirten. Langsam schiebt er den Schutt über das letzte Grün. Die flinken Bäche breiten getreulich aus, was er rings von den Bergen bricht. Er arbeitet langsam, doch er hat Zeit. Ein

Dutzend Menschenleben noch, dann ist der Alte allein. Dann hat er die letzte Herde ins Tal gedrängt.
Wo ist der Ausgang aus dieser Öde? Graue Mauern schließen den Kreis um dieses verzauberte Kar. Nur drüben im Osten öffnen die Felsen ein schmales Tor. Neugierig blickst du zwischen den Pfeilern hindurch. Mit ausgestreckten Armen berührst du sie rechts und links. Eine Rinne bricht in die Tiefe. Hier haben die Menschen eine Treppe gebaut. Das ist die Leiter, die man dem Alten von Emossson an das einzige Fenster des Zauberschlosses gelegt. Sie führt hinab zu dem brausenden Bach. An einer Stelle leiten spärliche Tritte an steiler Felswand entlang, dicht über der reißenden Flut. Dann senken sich weite grüne Hänge in sanfter Neigung zu den Hütten von Emossson hinab, les jeunes Emoussons, wie sie die Leute nennen. Und steigst du endlich über die Gueula hinunter ins Reich der Hotels und Eisenbahnen, du fährst dir sinnend über die Stirn: War es ein Traum? Oder wohnt er wirklich dort oben im grauen Schloß, der Alte von Emossson . . .

Zweiter Teil:

Barberine

Es sind nicht die schlechtesten Wirkungen, welche die Natur erzielt, wenn sie zu dem Kunstmittel greift, den Beschauer zu verblüffen. Der Col de la Gueula ist ein „coup de théâtre" des Hochgebirges. Ich denke nicht an den grandiosen Ausblick auf die Kette des Montblanc, mit dem die Paßhöhe den Sommergast in Finhaut für die geringe Mühe des Aufstiegs belohnt, ich denke an das grundverschiedene Antlitz, welches die beiden Lehnen des

Joches tragen. Aus dem Reiche der großen Hotels, der brutalen Herrscher über die Walliser Hütten, leitet ein breiter Saumpfad durch satte Wiesen und schattigen Wald, zuletzt an sonnendurchglühter Bergflanke, schräg zum Col hinauf. Jenseits der Vallée du Trient hebt sich über trennende Ketten leuchtend das ewige Eis.

Solche Bilder leiten uns bis zu dem kleinen Gasthaus empor. Noch einige Schritte weiter —: eine Welt versinkt, eine neue entsteht. Ein schmaler Felsdurchlaß nimmt uns auf, an dessen Ende ein umgekehrt trichterförmiges Couloir 200 Mtr. in die Tiefe bricht. Breit stützt sich sein Fuß auf die dunkeln Matten von Emossson, aus denen der erste Gipfel des Perron in jähem Aufschwung seine scharfe Spitze erhebt. Hoch klettert das freundliche Grün an dem schwarz-roten Granit hinauf. Und drüben, am anderen Ufer der Weiden, düstert der graue Kalk der Kette von Barberine: Runde Kuppen mit weißen Bändern von Schnee. Ausgelöscht sind die Bilder, die hinter uns liegen: Sonne auf saftigen Wiesen, lichter Hochwald, durch den die weißen Firne leuchten.

Ein Zickzackweg klettert die Rinne hinunter; lautlos trägt uns der weiche Teppich der Weiden von Emossson an einer armseligen Kapelle vorbei, die an alte Kämpfe[8]) erinnert. Noch einmal treten die Wände so nah zusammen, daß die Barberine ihre klaren Fluten zu weißem Gischt zerstäubt. Gorge de la Rija nennt das Volk diese Enge. Sie ist das Eingangstor in ein Tal, dessen Wert umworben sein will in jahrelangem Schauen. Hier ist kein Matterhorn, das seine wilde Größe im Augenblick offenbart wie ein zorniger Fluch, und kein Montblanc, der auch in dunklen Nächten noch über die Berge leuchtet, als hätte er alle Hüllen von seiner Schönheit getan. — Grau kriecht der Schutt über das letzte Grün, das graue

Mauern umschließen. Wie ein blinkendes Netz legt sich der Bach, in viele Fäden geteilt, auf das Geröll. Der Pic de Tenneverge duckt den gekrümmten Rücken weit in den Hintergrund, als hätte er all seine Pracht erschöpft in dem Bilde von Sixt. Neugierig beugt sich die Pointe des Rosses vornüber, mit einer weißen Binde um die Stirn. Und klotzig stellt ihr gewaltiger Bruder, der Mur des Rosses, den einen Fuß in den Talgrund vor. Weit hinten glänzt auf hoher Terrasse der Glacier des Fonds. Und wie zum Schutze der grauen Öde schiebt der Mont Ruan seinen breiten Riegel hinter den Firn. Reste des Gletschers klettern als silberne Bänder scheu an der Wand hinauf.

In solchem Tale steht schräg über ärmlichen Steinhütten auf grüner Terrasse die Cabane[9]) de Barberine.

Tour Sallière, 3222 Mtr.

Grande Pente; Südostgrat

Es war im Sommer 1906. Nach langer Eisenbahn- und Wagenfahrt trafen Georg Zindler und ich gegen neun Uhr abends in Champéry am Fuße der Dents du Midi ein. Unsere Sehnsucht flog über den Gipfel der Tour Sallière nach Barberine. Um keinen Tag zu verlieren, wollten wir noch hinauf zu den Hütten von Bonaveau am Nordwestfuße der „Haute Cime".

Nach wenigen Schritten betraten wir prächtigen Hochwald. Leise verklangen die Akkorde einer Kapelle drunten in Champéry. Bald waren wir allein. Nur eine gute alte Dame, die ihrem Hotel zustrebte, hielt es beim Anblick unserer Seile und Eispickel für ihre Pflicht, uns über die Fährlichkeiten des führerlosen Bergsteigens aufzuklären. Leider erlaubte die knappe Zeit nicht, unser Tun bei ihr in besseres Licht zu setzen. Nach geringer Unter-

brechung stiegen wir die kurzen Wegwindungen in das Dunkel des Waldes empor. Nur tief unten leuchteten noch die Lichter von Champéry, und verirrte Klänge flatterten uns nach in die Nacht. So stiegen wir schweigend und träumend. Im Schatten des Mondes hatte uns der Weg über einen vorgelagerten waldigen Rücken geführt. Nun traten die Stämme auseinander, und fast eben schritten wir fort auf grünen Matten in silbernen Schleiern.

Stahlblau blinkte der Himmel. Genau auf dem Gipfel der Dent de Bonaveau lag wie eine weißglühende Kugel der Mond, bei jedem Schritt, den wir vorwärts taten, einen Finger breit hinter den Berg versinkend in eine Märchenwelt.

Aus den Schatten tauchten die Chalets de Bonaveau, deren zwei bewirtschaftet sind und als Ausgangspunkt für die leichte, aber doch anstrengende Besteigung der Haute Cime der Dents du Midi dienen. Im Hochsommer stürmt von hier aus mancher Turist mit mehr oder weniger Erfolg den Gipfel. Der breite Mont Ruan und die schlanke Tour Sallière bleiben von dieser Seite aus so gut wie unbehelligt.

Am nächsten Morgen verließen wir reichlich spät, etwa um 4 Uhr, die gemütliche Hütte des alten Fräulein Defago. Unruhig irrte das Licht unserer Laterne den schmalen Pfad entlang. Als ein Wasserlauf unsere Spur kreuzte, füllten wir die Flaschen. Dann ging es links, schon hoch über dem Talgrunde, die treppenartig zugestutzten Kletterstellen des Pas d'Encel hinauf. Hier bemühte sich gerade ein Führer, seine Schutzbefohlenen möglichst vor rauher Berührung mit den Felsen zu bewahren. Dann hielt er mir seine Laterne unter die Nase: „Messieurs, à la Dent du Midi?" — „Non à la Tour

Sallière", — „Ah, par la Grande Pente . . ." — „C'est ça . . ." Dann waren wir vorbei und wieder allein. „La Grande Pente", der Große Hang, das war das Rätsel dem wir entgegengingen: Ein Eishang, der viele Stufen erfordern kann und deshalb diesen Weg auf die Tour Sallière zu einem ernsten Unternehmen macht.

Längst war es Tag, als wir auf der Cluzanfealpe standen unter dem Glacier du Mont Ruan Suisse, der sich zwischen Ruan und Tour Sallière herabzieht. Zwei steile Eiszungen schienen mir am besten den Zugang zum Gletscher zu vermitteln. Schon sah ich im Geiste eine kurze Stufenreihe die linke Zunge erklettern, als sich hoch oben, unter dem Col de la Tour Sallière, ein Serak neigte und brummend, polternd, dann in kleine Stücke zerstiebend, gerade über diese Zunge herabfegte. Wir beherzigten den Wink und gewannen den Gletscher links über ein schmales Band in steilem blättrigem Schieferhang. Ein kurzer Kamin führte uns in ein weites Moränentälchen hinauf. Nach langer Rast auf der Stirn-Moräne schnallten wir die Steigeisen an. Dann ging es gemütlich in sanfter Steigung den aperen Gletscher hinan bis zum Fuße der „Grande Pente". Etwa drei Viertel des Hanges ließen sich in zwar dünnem, aber gutem Firn stufentretend bewältigen. Doch der letzte und steilste Teil zeigte klares, glashartes Eis. Da hob ich den Pickel und bahnte uns mit hundert Stufen in einer Stunde den Weg.

Col de la Tour Sallière! — Den Pickel unterm Arm bummeln wir den kurzen sanften Hang zur Paßhöhe hinauf, mit den großen schwarzen Brillen träumend vor uns hinstarrend auf den blitzenden Firn . . . In Gang und Antlitz liegt die Gebärde leichter Erschlaffung nach stundenlangem Steigen. Da plötzlich zerschleißt ein Vor-

hang vom Himmel zur Erde: Vor unserem Auge steigt aus dem Dunst der nahen Ferne der Montblanc-Kette Fels und Eis . . .

Doch schauen wir von hier nur den ersten Akt: das Riesenfirnbecken des Glacier du Tour, die Aiguille d'Argentière und ihren stolzeren Bruder Chardonnet, dann die Courtes und die Droites hinüber- und hinaufleitend zu der von allen Seiten gleich edeln eisgekrönten Felsgestalt der Aiguille Verte. Nicht viele Berge in den Alpen weiß ich von gleichem Adel.

Ein kurzer Quergang an der felsigen Gipfelpyramide führte uns auf die „Epaule". Hier ließen wir die Rucksäcke und das Seil zurück und gewannen über eine Anzahl steiler, aber leichter Kamine, uns immer an den Südostgrat haltend, den Gipfel.

Und hier ward uns in völliger Reinheit des Bildes zweiter Teil und Schluß. Im Norden liegt wie ein durchsichtiges, blaugraues Band um den halben Horizont der Jura. Davor blitzen Teile des Genfersees zwischen den Hügeln herauf. Dicht vor uns recken die Dents du Midi ihre gekrümmten Zähne in die Luft. Etwas links entsteigt dem Glacier des Fonds die Mauer des Mont Ruan, der Rosseskette, des Tenneverge, und herauf zu unserem, diese Wand überragenden Standpunkte winken aus den blauen Tiefen des Südwestens die Berge Savoyens. Hinter uns erwarten das wandernde Auge Oberland und Wallis. Über alles erhaben aber schwebt überirdisch in der blauen Luft die unbeschreiblich weiße Kuppel des Montblanc, umstarrt von dem Schutze der schwarzen Nadeln. So oft ich ihn von verschieden gelegenen Gipfeln sich in unendlicher Höhe und Reinheit sonnen sah — am ersten wie letzten Male hatte ich nur einen Gedanken: Nur zwei Berge gibt

es in den Alpen, die anders, ganz anders sind als die übrige Schar, zwei aus ihrer schrankenlosen Eigenart heraus geborene Herrscher: das Matterhorn und der Montblanc. Was das Matterhorn im Fels ist, das ist der Montblanc im Eis: zwei Werke der Natur, in denen das gegebene Material bis an die Grenze möglicher Großartigkeit gestaltet ist.

Und in feinem Zusammenhange mit des „Weißen Berges" allseitig wechselnder und doch in ihrer Hoheit sich stets gleichbleibender Gestalt stehen die zahlreichen Wege, die im Laufe von mehr als hundert Jahren auf seinen Scheitel gefunden worden sind. Überall zeigt er das Antlitz ehrwürdigen Adels: von der „grande route de Chamonix" bis zum Pétéretgrat und der Brenvaflanke. Jedem schenkt er den Becher so voll, wie er ihn begehrt, ohne sich selbst etwas zu vergeben an königlicher Hoheit.

Stunden weilten wir auf dem Gipfel. Und als wir dann das Barberinetal hinabwanderten, der Klubhütte zu, blitzten die ersten Sterne auf. Lautlos duldeten die grünen Matten den Tritt unserer schweren Schuhe. Dicht vor uns drohte der schwarze Felszahn des Grand Perron in den Himmel. Fast mit Bedauern sah ich das gastliche Dach aus dem Dämmer tauchen. So hätte ich noch wandern mögen Stunde um Stunde durch die lange Sternennacht bis in den leuchtenden Morgen hinein . . .

Die Chaîne des Perrons

Ein besonderer Reiz des Barberine-Tales liegt in dem Gegensatz, den Kalk und Granit bedingen. Wie ein eherner Riegel legt sich die Urgesteinskette der Perrons vor die südliche Öffnung des Tales. Nur einige Gipfel der Zentralkette schimmern über die Senke des Passet

herein. Selbst wenn die Nacht die Einzelheiten verschleiert, vermag auch ein ungeübtes Auge an den geraden harten Linien der Perrons-Spitzen leicht zu erkennen, daß hier andere Mächte wirkten als an den ruinenhaften Türmen der Feniva, den schneebedeckten Terrassen des Ruan und den prallen Wänden des Mur. Und der geschulte Kletterer weiß, daß er sich auf dem Wege zum Perron einer anderen Technik erinnern muß; daß die Kanten der Blöcke an Stelle der hohlen Griffe treten; daß Schluchten zu Verschneidungen werden und glatte Risse die mannigfache Form des Kamins verdrängen.

Jedem Besucher des Col de la Gueula bleibt die Gebärde unvergessen, mit der die rechte Kante des nördlichen Vorgipfels in geradem Aufstieg die Luft durchschneidet. Eine zweite Spitze schmiegt sich links an den Bruder, von einer mehrfach gegliederten, sanfteren Rippe getragen, die im Grunde der Vallée du Trient ihren Stützpunkt findet. Die Siegfriedkarte nennt diese beiden Gipfel, welche den Hauptkamm nahezu ganz verdecken, Aiguilles du Vent, ein Name, der in der Reihe der andern fremdartig klingt. Die Bezeichnungen Pointe d'Emossson und Pointe de Valorcine scheinen mir den Vorteil größerer Klarheit zu haben.

Ein andres Antlitz kehren die Perrons nach Barberine. Die Pointe d'Emossson, die ihren südlichen Nachbar verdeckt, hat viel von ihrer Herrlichkeit eingebüßt, verleiht aber der ganzen Kette noch immer ihr charakteristisches Gepräge. Doch muß sie sich tief vor dem Hauptgipfel beugen, der sie als schiefes Dreieck mit ungleichen Schenkeln stark überhöht. Die rechte, kurze Kathete steht nahezu lotrecht auf der folgenden Scharte auf, aus der die nur

wenig (3 Mtr.) niedrigere Pointe Centrale bescheiden in den Hintergrund tritt. Die Pointe de l'Ouest zeigt ihre volle Flanke. Deutlich ist der Abbruch ihres Nordostgrates sichtbar, während der Westnordwestkamm die Türme des südlichen Grates verdeckt, die sich zur Brèche du Perron senken.

I. Die Haute Pointe, 2677 Mtr., und ihre Vorgipfel, 2573 Mtr. und 2581 Mtr.

Die Sonne lag schon lange auf den Weiden von Barberine, als wir am 13. August 1907 die Hütte verließen und talab durch die Gorge de la Rija gingen. Am Pont d'Emosson trennten wir uns von dem Hüttenwart, der uns bis hierher das Geleit gegeben hatte. Er stieg über die Gueula nach Finhaut hinunter und brachte uns am nächsten Tage Proviant und Briefe mit. Wir schritten lautlos über das Grün dem Passet zu. Kleine Steige führten uns rasch in die Höhe. Sobald der breite Rücken den Blick auf die Berge des Trient-Tales freigab, drehten wir rechts, um lange Zeit über Rhododendron-Gestrüpp und Rasen gegen die Pointe d'Emosson anzusteigen. Von dem Firnfeld links unter dem Gipfel, das man deutlich von der Hütte sieht, trennte uns noch eine grasdurchsetzte Steilstufe, die wir in leichter Kletterei überwanden. Auf der Höhe des Schneefeldes öffnete sich der Blick auf das felsige Rasencouloir, das in die Scharte zwischen den ersten beiden Gipfeln leitet. In harmloser Blockkletterei erreichten wir, nach rechts gewandt, die Pointe d'Emosson, 2573 Mtr.

Nach kurzem Aufenthalt strebten wir über den Verbindungsgrat dem zweiten Gipfel zu. Nur ein kleiner Kamin in der linken Flanke bereitete einige Schwierigkeit. Die

Höhe der Pointe de Valorcine, 2581 Mtr. erschloß uns den freien Blick auf die Chaîne du Montblanc. Ein langer, weit offener Kamin in der westlichen Flanke brachte uns auf den Hauptgrat hinab, dem wir über chaotisch verstreute Blöcke aufwärts folgten. Unsre beiden Seile, die uns arg übertreibende Schilderungen aufgenötigt hatten, blieben wie bisher in den Tiefen des Rucksacks. So kamen wir über einen dritten, unbedeutenden Gipfel hinweg rasch der Haute Pointe näher. Nur einmal führte uns ein breites Band aus glatten geneigten Platten in die linke Flanke hinaus, dann strebten wir wieder auf der Höhe des Grates, den kleine rötliche Türme zieren, dem Ziele zu. Schmäler und schmäler wurde der Kamm, bis endlich dicht unter dem Gipfel nur die Wahl zwischen einer kurzen, steil aufstrebenden Reitpassage und einem luftigen Bande der Nordwand blieb. Der schönere Weg führt über das Band. Es waren genußreiche Augenblicke, als wir uns in die schier lotrechte Flanke hinausschoben. Der Tiefblick auf die Weiden von Emossón steht noch klar in meinem Gedächtnis.

Auf die flechtenbewachsenen Blöcke des Gipfels, 2677 Mtr., brannte die Mittagssonne. Schwarz schnitten die Zacken der Aiguilles Rouges Orientales in die weißen Flanken der Aiguille du Goûter. Darüber wölbte sich rein der Dom des Montblanc. Er hält auch hier das Auge, das suchend die Runde durcheilt, nach kurzer Zeit gefangen. Die Tiefe des grünen Tales von Valorcine, dessen weiße Häuschen unter uns liegen, hebt die Berge der Zentralkette noch mehr heraus. — So sehr auch die Rundsichten der Berge um Barberine einander gleichen, ein jeder mischt eine neue Note hinein und variiert das Hohe Lied vom Weißen Berge.

II. Pointe de l'Ouest, 2648 Mtr. und Pointe Centrale, 2674 Mtr.

Zwei Jahre vergingen, ehe Georg Zindler und ich Gelegenheit fanden, auch Mittel- und Westspitze der Perrons kennen zu lernen. Am Morgen des 11. August 1909 beschlossen wir, die Pointe de l'Ouest von der Brèche du Perron aus zu überschreiten und womöglich am gleichen Tage die Besteigung der Pointe Centrale anzuschließen. Da wir nicht wußten, was unser auf diesen wenig besuchten Gipfeln wartete, nahmen wir wieder zwei Seile mit und steckten zuletzt auch noch einen Ringhaken ein, was uns beides zustatten kam.

Hinter der Brücke von Emossón wandten wir uns diesmal rechts und stiegen auf deutlicher Pfadspur am rechten Ufer des Nant de Drance empor. Die Trasse führte unter den Wänden der Perrons entlang, die uns ihre zahlreichen Zacken in wechselnden Bildern wiesen. Nach mehreren Kehren überschritten wir den Bach, um hoch über der reißenden Flut das oberste Becken des Tals zu erreichen. Hier kehrten wir der Veudale (2493 Mtr.) den Rücken und stiegen über Schneefelder und rundgeschliffene Felsen an schönem Wasserfall vorbei zu einem kleinen See hinauf (2224 Mtr.), dessen seichtes Becken zahlreiche weiße Sumpfblumen zierten. Spät erst konnten wir uns von dieser Stelle trennen, die wir zur Rast erkoren hatten. Große firnverbrämte Rundbuckel bildeten riesige Wälle ringsum, aus denen granitene Zacken ragten. Der lebendige Spiegel des Wassers mit freundlichen Gräsern und Blumen brachte einen milderen Zug in die hochalpine Einsamkeit des Ortes.

Über weite Schneefelder im Wechsel mit Schutt und plattigem Fels stiegen wir zur Brèche hinauf (2597 Mtr.). Ein steiles Rasencouloir verlor sich jenseits in

nebliger Tiefe. Der Ausblick nach Süden blieb uns verschlossen. Nur einmal zeigte sich zwischen den weißen Schwaden ein grüner Rücken, in dem wir den Col de Balme zu erkennen glaubten.

Die ersten Türme des Grates waren grün bis zur Spitze hinauf und deshalb leicht zu ersteigen. Da wir jedoch der vorgerückten Stunde wegen (11 Uhr) das häufige Bergauf, Bergab zu vermeiden wünschten, wichen wir in die linke Flanke aus. Zwei begrünte Rippen ließen sich leicht überschreiten, ehe wir am Fuße eines Plattenschusses, der den Boden eines weit offenen Couloirs panzerte, den begangenen Fehler einsahen. Es gelang mir, die untersten fünf Meter zu überlisten und dadurch leichteres, aber immer noch recht schwieriges Terrain zu erreichen, das uns langsam zur vorletzten Scharte unter dem Gipfel auf den bequemen Grat zurückbrachte. Bald schauten wir neben dem Steinmann in die wogenden Nebel nach Süden hinaus, während die Berge des Nordens im Sonnenschein glänzten. In das Tälchen des Nant de Drance fiel der ungebrochene Kamm des Westnordwestgrates ab, der den kürzesten Anstieg auf unsern Gipfel vermittelt.

Der reizvollste Grat der Pointe de l'Ouest senkt sich als schmale zerrissene Felsmauer in die Scharte vor der Pointe Centrale. In schwieriger Kletterei turnten wir über die luftig gelagerten Blöcke hinab, bis uns der letzte ungangbare Abbruch des Grates aufhielt. Der Ringhaken mußte geopfert werden, ehe wir über die linke Flanke mit Hilfe des Seiles gut gangbaren Fels erreichten, der in die Scharte hinunterführte. Ein lichterer Augenblick zeigte uns hier die beiden Gipfel der Aiguille du Tour, von den steilen Flanken der Bresche umrahmt.

Nach einem kurzen Quergang auf der Seite des Nant de Drance standen wir am Einstieg der Pointe Centrale. Die gewöhnliche Route gewinnt den Nordnordostgrat durch ein steiles Felscouloir. Wir kletterten schwierig gerade über die Westnordwestwand hinauf und gewannen schließlich den Gipfel über einen etwa 3 Mtr. hohen Überhang, ohne den Grat zu berühren.
Damit hatten wir den letzten Gipfel in der Kette der Perrons kennen gelernt, den wir auf gleichem Wege verließen. Nach mehrfachem Hin- und Herlavieren zwischen den Terrassen am Fuße des Berges betraten wir schließlich das große Schneefeld unter der Pointe de l'Ouest, das schon von der Hütte aus unsere Aufmerk- erregt hatte. Über eine letzte Steilstufe half uns das Seil getreulich hinweg, ehe wir dieselben Wege hin- unterschritten, die uns am Morgen verheißend zur Höhe gelockt.

Die Pointe de la Feniva, 2840 Mtr.

I. Neuer Anstieg über die Ostwand; Südwestgrat

Mehrere Tage waren wir nicht aus den Kleidern gekommen. In der vorletzten Nacht hatte überdies die Kälte den Schlaf von uns fern gehalten, als wir den Gipfel des Buet, 3109 Mtr., zu unserem Bett gemacht, um zu sehen, wie die Glut der Abendsonne zögernd die Kuppel des Montblanc verließ, die lange Stunden bleich in die Sterne ragte, um des Morgens erste Strahlen mit dem Spiegel ihrer Flanken aufzufangen.
Nun ging unser Proviant zur Neige und Briefe harrten unser in Finhaut. So beschlossen wir (am 10. August 1907) über den Col de la Gueula abzusteigen. — War es die warme Morgensonne oder die Angst um einen verlorenen Tag, die unsere Schritte aufwärts lenkte,

während die Wasser der Eau Noire den Weg zu Tale wiesen? Die Pointe de la Feniva lag lockend und nah. Es war 8 Uhr vorüber. Wir kamen noch früh genug zu Tal. So schritten wir dem großen Felsblock zu, der die Stelle bezeichnet, wo sich der vielverzweigte Bach am besten überschreiten läßt. Doch kostet der Übergang zur Zeit der Schneeschmelze auch hier noch nasse Strümpfe. Es ist mir lebhaft in Erinnerung, wie wir einmal mit vereinten Kräften einen schweren Stein in den Bach warfen, um den Sprung ans andere Ufer zu verkürzen. Niederfallend bespritzte er uns so, daß wir die Mühe hätten sparen können. Heute kamen wir nach einigem Hin- und Herlavieren trocken hinüber. Das Bad sollte später kommen, gründlicher als es der seichte Bach vermochte.

Langsam folgten wir der wohlbekannten Wegspur, die zum Col de Tenneverge führt. Doch bald bogen wir links ab und stiegen über die langen steilen Schutthalden empor, die von der Stirn des Glacier de la Feniva herabziehen. Auf einer breiten Terrasse, die dem Osthang des Gipfels vorgelagert ist, ruht das Eis des sanft ansteigenden Gletschers. Wir hatten vor, ihn nach Südwesten zu queren bis zum Beginne des felsigen Südostgrates. Über ihn wollten wir zum Gipfel aufsteigen, um dann der breiten Firnschulter des Südwestgrates zu folgen, bis uns ein Couloir, das einst die erste Ersteigung des Berges vermittelte, den Abstieg in das Hochtal von Vieux Emosson gestatten würde. Hierbei hatten wir Muße, die bisher nur einmal betretene Ostflanke zu mustern. Je mehr wir uns näherten, um so mehr lüftete sie für unser Auge den Mantel der Unnahbarkeit, mit dem sie dem fernerstehenden Beschauer ihre Gliederung verbirgt. Die Möglichkeit, die wir lebhaft

erwogen, den Berg direkt über seine uns zugekehrte Flanke zu ersteigen, wich einer fröhlichen Zuversicht, der jeder Schritt, den wir vorwärts taten, neue Kraft zuführte.

Dicht vor uns erhob aus dem weißen Schnee der Berg sein schwarzes Gefels. Wie das Gewölbe einer gotischen Kirche ist er von vielen Strebepfeilern gestützt, die eine breite Terrasse tragen, über der sich das mit Türmen besetzte Dach des Gipfelgrates erhebt. Ein Blick auf den Gletscher lehrte, daß in den Rinnen, welche die einzelnen Pfeiler schieden, das Heil nicht wohnte. Kleine Steine lagen zahlreich neben den groben Blöcken, die sie im Fluge aus tausendjähriger Ruhe gerissen. An anderen Stellen tilgte die Sonne die Spuren der feindlichen Mächte, welche die Berge zernagen, um mit den Trümmern die Täler zu füllen. Mit weichen Fingern glitt das warme Licht über die klaffenden Wunden, die rauhe Geschosse in die reine Decke des Firnes schlugen.

Schmale Schneezungen leckten in die Rinnen empor. Ein paar Meter folgten wir der einen, um in kurzem Quergang über steilen Schutt die Rippe zur Rechten zu gewinnen. Auf ihrem breiten Rücken betraten wir ein Terrain, wie es für diese Berge bezeichnend ist. Eine feine, oft lehmigweiche, mitunter beinharte Verwitterungsdecke legt sich über die meist abwärts geneigten Felsbänke, deren Köpfe glatt und grifflos herausragen. Alle gröberen Trümmer sendet die Steilheit zu Tal.

Solche Hänge sind selten schwierig zu begehen, erfordern aber eine besondere Technik des Trittes. Doch können sie eine Neigung erreichen, die ihre Begehung unmöglich macht. Auch unsere Rippe stieg an einzelnen Stellen in solchem Winkel an, daß wenige Grade mehr den Nagelschuh des Haltes beraubt haben würden. Doch

führte uns lange Vertrautheit mit solchem Terrain ohne große Mühe empor.

Da lenkte erst fernes Donnerrollen, das näher und näher kam, unsere Blicke zum Himmel. Erste Wolken zerrissen an den Zacken des Grates, dem wir zustrebten. Dann rauschte mit grauen Riesenflügeln das Wetter über die Berge. Fast zur selben Zeit kamen wir vor einer senkrechten, nahezu 20 Mtr. hohen Felsstufe an, mit der unsere Rippe in die breite Terrasse unter dem Gipfelgrat ausläuft. Hier fanden wir unter leichtem Überhang notdürftigen Schutz vor dem strömenden Regen, der unbarmherzig auf uns niederging. Tief unten grüßte jenseits des Baches die Cabane. Aber schon waren wir zu hoch, um leichthin verzichten zu können. So legten wir denn die Rucksäcke ab, holten die Batistmäntel hervor und lehnten uns schweigend an die Wand, entschlossen, zu warten. Unsere Geduld sollte hart auf die Probe gestellt werden. Dichter und dichter fiel der Regen. Von unseren Hüten und Mänteln rann das Wasser, erst in Tropfen, dann in zusammenhängenden Fäden. Nun trat an Stelle des Tiefblicks ein wogendes Grau, und mit aller Macht brach das Gewitter los. Blendend leuchteten die Blitze auf. Erreichte das Auge der Schein, traf auch der Donner das Ohr. So verging mehr als eine Stunde. — Der Regen nährte nur die Ungeduld, die nach der Höhe strebte; die zuckenden Blitze sandten uns auch Gefahr. Die Gefahr, welche nach meinem Empfinden die unheimlichste und zugleich die spannendste des Hochgebirges ist. Der Blitz springt aus dem Grau der Wolke, heimtückisch wie der Tiger aus dem Dickicht. Steinfall und Lawine sind ehrliche Feinde gegen ihn.

Von den Schlägen des Donners erwachte die Wand. Ein Wasserfall rauschte neben uns durch die Schlucht.

Und in das Brausen mischte sich das Poltern der fallenden Steine. Doch ihr Flug war an die Rinne gebannt. Wenige Meter entfernt standen wir im Schutze des treuen Felsens.

Eine zweite Stunde verging, ehe sich das Wetter verzog. Dann aber lächelte uns die Sonne zu, wie wir unsere nassen Mäntel zusammenlegten und das Seil entrollten. Mein Gefährte querte ohne Rucksack und Pickel einige Schritte nach rechts, wo er meinen Blicken entschwand. Sein langsames Vordringen und die Steine, die er beim Klettern löste, zeigten mir an, daß größere Schwierigkeiten als bisher unser warteten. Das Seil war nahezu abgelaufen, da kündete mir sein Ruf von oben: Der Weg zum Grat ist frei! Mit den üblichen Hindernissen folgten Rucksack und Pickel nach. Dann querte ich zu dem baumelnden Seilende, das mir den Weg zur Höhe wies. Die außerordentliche Brüchigkeit des Gesteins erforderte peinliche Vorsicht, doch sind einige der Griffe und Tritte fest genug, um einen Teil des Körpers zu tragen. So stand ich bald bei dem Freunde und eilte mit ihm zur Grathöhe empor. Noch einige hundert Schritte stiegen wir unterhalb auf der Barberine-Seite an. Dann wird die Flanke so jäh, daß der Kamm den besten Weg bietet, obwohl er sich zu schmaler Schneide schärft. Hier ist das Gestein so locker, daß man kaum noch von Brüchigkeit reden kann. Die einzelnen Türme oder Stufen sind aus dünnen Platten aufgeschichtet, denen oft jedes Bindemittel fehlt. Nur die eigene Schwere hält sie in ihrer Lage. Wer hier ungeschickt klettert, d. h. wagerecht an den Griffen zerrt, läuft Gefahr, ein solches Türmchen vollständig einzureißen. Während ich eines dieser Gebilde erstieg, das allen Bestimmungen der Baupolizei Hohn sprach, lernte

ich einen Rat verstehen, der für diesen Grat gemünzt wurde: „Embrasser le plus de lames possible à la fois".

Der späte Aufbruch von der Hütte und das lange Harren in der Wand hatten es verschuldet, daß es Spätnachmittag war, als der schmale Pfad, dem wir aufwärts folgten, breit in die Kuppel des Gipfels mündete. Doch wir durchstöberten die Karten in Ruhe, fügten die unsre mit kurzer Notiz hinzu und verzehrten die Reste unsres Proviants, als wäre der weitere Weg zum Hotel in Finhaut nur ein Abendspaziergang. Mochte uns die Nacht in Vieux Emosson überraschen; von da an kannten wir jeden Schritt. Zwei Jahre zuvor war ich allein durch das einsame Hochtal hinaufgestiegen zum Chevalblanc, dessen kahler Kegel jenseits aufragte. Und kürzlich erst hatten wir die Matten, deren Grün unter den siegreich vordringenden Steinen langsam erstickt, vom Col de Grenairon kommend, abwärts durchschritten. So schauten wir denn sorglos in die Wolkenreste, die still um die Gipfel zogen. Mit dem Strahl des Blitzes und dem Strom des Regens waren sie über die Berge hereingebrochen, nun zogen sie mit grauen Fahnen wie ein geschlagener Feind müde um die Mauern der Burg.

Es war $^1/_2$6 Uhr vorüber, als wir das sanft geneigte Schneefeld hinuntereilten, das die südwestliche Schulter des Berges bedeckt. Eifrig hielten wir nach dem Beginn des Couloirs Ausschau, das uns von der Gratshöhe hinableiten sollte. In der Senke zwischen dem Gipfel und der folgenden Erhebung (P. 2780, Têta Perfia) stießen wir auf die trichterförmig erweiterte Mündung einer Schneerinne, die uns den besten Abstieg zu bieten schien. Die Nähe des Abends drängte zur Eile. In wenigen Minuten hofften wir den 500 Mtr.

hohen Hang über uns zu haben, als wir die Pickelspitzen zur Abfahrt in den Schnee stemmten. Doch wenig später gebot uns die wachsende Neigung Halt. Etwa hundert Schritte tiefer endete das Couloir frei in der Luft — ein hoher Wasserfall brauste in seiner Fortsetzung über die senkrechten Stufen einer ungangbaren Schlucht. Da verließen wir den Schnee nach links und betraten den von steilen Grasflecken durchsetzten Schrofenhang. Einzelne Rinnen, die ihn durchziehen, erschwerten den Überblick. Nur langsam gewannen wir an Tiefe. Auf- und absteigend wanden wir uns zwischen Abbrüchen hindurch, die uns den Weiterweg sperrten. Mehrmals querten wir Rasenhänge von einer Neigung, daß die Büschel die Hüfte streiften oder sie störend nach außen drängten. So überfiel uns siegreich die Dämmerung. Das geschlagene Heer der zerstreuten Wolken sammelte sich im Schutze der Nacht. Ein pechschwarzer Riesenbaldachin wölbte sich über die Berge und fing das freundliche Licht der Sterne auf, die uns den Weg gewiesen hätten. In letzter Hoffnung stieg ich mit tastendem Fuße einen schmalen Rasengrat hinab. Unergründlich gähnte mir das Dunkel entgegen — die Brücke brach ab. Ein schmaler weißer Streifen leuchtete rechts unter mir matt herauf. War es der Ausweg? Die Nacht gab nicht Antwort. Schwarze Schleier breitete sie über das Rätsel. Das Spiel war verloren. Wir mußten harren, bis der Tag uns die helfenden Hände reichte.

Unser Lagerplatz war nicht gerade bequem: Ein Schritt nach rechts bedeutete Sturz über einen jähen Hang in das zur Tiefe schießende Couloir. Ein Schritt nach links führte in Schrofen, die mit tollen Sprüngen ins Dunkel tauchten. In der Längsrichtung des Grates konnten

wir uns mit Vorsicht niederlegen. Kaum hatten wir uns leidlich eingerichtet, da begann es zu regnen. Und nach wenigen Minuten regnete es nicht mehr — es goß. Platzregen auf Platzregen ging über uns nieder, daß die Schlüssel in der Tasche verrosteten. Das Ganze war nicht gefährlich — die Blitze hatten ihr Pulver verschossen —, es war wie ein schlechter Scherz, den uns die lieben Berge spielten. Und als endlich der Morgen kam, da sprang er nicht mit purpurnem Banner von Zinne zu Zinne — in grauem Mantel schlich er um die Gipfel und kroch grämlich in die Täler hinein. Rechts über uns tauchte ein Wasserfall aus dem Dunkel, der uns die ganze Nacht in finsterer Schlucht sein brausendes Lied gesungen, an- und abschwellend, wie es die Schleusen des Himmels wollten. Sobald die Wolken zerrissen, war seine Herrlichkeit dahin. Nur ein dünnes Bächlein rieselte über die Felsen.

Bald standen wir am Fuße des Gratkopfes, von dem ich gestern im Zwielicht die Schneerinne erspäht hatte. Ein morscher Schieferhang leitete uns in die Kluft zwischen Fels und Firn. Mit der Schaufel des Pickels grub ich eine Leiter in die senkrechte Schneewand und arbeitete mich an der eingeschlagenen Axt hinauf, nachdem wir uns durch das Seil verbunden hatten. Hier wartete meiner bittere Enttäuschung: eine dünne, vom Regen erweichte Schicht lag über hart gefrorenem Altschnee. Mein Gefährte schwelgte noch in der Hoffnung auf fördernde Abfahrt, als ihm das Scharren meines Pickels den schönen Traum zerstörte. Stufe um Stufe rang ich der Rinne ab. Unsre Steigeisen ruhten friedlich im Schrank der Hütte, zusammen mit andern „unnötigen" Dingen sorgsam in die Schlafsäcke gewickelt. Zwischen den düsteren Mauern der Schlucht sah ich tief unten

das sonnenbeschienene Geröll; weiß und braun gefleckte Punkte bewegten sich über grüne Matten, und leise klangen die Herdenglocken herauf. Ich weiß nicht, wie lange uns die Rinne gefangen hielt. Ich weiß nur, daß mich Schultern und Hände schmerzten, obwohl ich nur schmale Kerben hieb, in denen der verkantete Nagelschuh notdürftigen Halt fand. Aber ich erlebe in der Erinnerung noch einmal die Wonne des Augenblicks, als wir das letzte Schneefeld hinuntereilten und in die helle Sonne traten. Bei einem Bache ließen wir uns nieder und breiteten ein Kleidungsstück nach dem andern auf den Steinen zum Trocknen aus. Dann nahm uns das spärliche Grün zu köstlicher Ruhe auf. Vergessen waren die Qualen der Nacht und die zähe Umarmung der eisigen Schlucht. Die Berge zahlen alle Not hundertfältig mit der Münze der Freude wieder.

Abends füllten wir in Finhaut unsre Säcke mit neuem Proviant, um am nächsten Morgen zur Hütte zurückzukehren.

Die Pointe de la Feniva

II. Erste Ersteigung über den Nordgrat; Südostgrat

Am Abend des 5. August 1909 saß ich allein vor der Hütte und zielte mit einem alten Fernrohr nach dem großen Abbruch im Nordgrat der Feniva. „Impraticable" nennen ihn die beiden Führer, die das Gebiet behandeln. Meine Neugier war nicht befriedigt, als ich die von den Vätern ererbte „longue-vue" des Hüttenwartes zusammenschob. Hier galt es selber zu sehen. So konnte ich ganz die geheimen Reize kosten, die auf unbekanntem Gelände liegen.

Spät erst hüllte ich mich in die Decken. Lange noch mußte ich mit Lonfat plaudern, dem „gardien", von

allen den Bergen, die ich seit zwei langen Jahren nur im Traume gesehen. Daß mein erster Plan der Jeniva galt, meinem Lieblingsberge in Barberine, war selbstverständlich.

Noch einmal trat ich abends hinaus. Aus der schimmernden Gletscherterrasse hob sich, von vielen Pfeilern getragen, die düstere Ostwand auf. Der Neuschnee der letzten Tage hatte die schmalen Bänder und Leisten mit zierlichem Schmuck behangen. Darüber wölbte sich dunkel der First der Gipfelgrate. Links tauchten die Türme der einen Kante mit zornigen Sprüngen in den weißen Firn. Die andere trug ihre silbernen Hauben in sanfter Bewegung nach Norden, um dann mit gebrochener Kraft den jähen Fall in die Tiefe zu tun. Warf mir der Berg nicht selber den köstlichsten Plan in den Schoß? Die beiden Grate wiesen den Weg.

Um 5 Uhr morgens trat ich hinaus und eilte zur Barberine hinab. „Bonne course, Monsieur!" scholl es freundlich hinter mir her. Mir war, ich sähe die Heimat wieder. Da standen sie alle in schimmerndem Kleide: Ruan und die trotzige Wand des Mur. Nur die Perrons hatten zornig den Schnee vom Leibe geschüttelt. In den Hütten erwachten die Glocken der Kühe, und eines Hirten erster Ruf verlor sich suchend über die Weiden. Und über dem Allem der junge Tag, dem Wochen der Freiheit folgten.

Ich glaubte die Steine am Wege wiederzukennen, als ich der Spur zum Tenneverge aufwärts folgte. Dann ließ ich sie rechts und nahm das weite Firnfeld unter die Füße, das westwärts gegen die Wände streicht. Ein Spreizschritt über die Kluft, und leichten Fels in den Händen, stieg ich zum Bas de Balavaux, etwa 2560 Mtr., auf.

Hier auf dem einsamen Paß, den höchstens die Jäger besuchen, wurde mein Eifer gestraft: Meine Flasche war leer, und fließendes Wasser nur unter mir. Da mußte die Sonne helfen. Fast eine Stunde verging, bis mir die Wärme den festen Schnee in kühlen Trank verwandelt hatte, der für den Weg über die Grate genügte.

Inzwischen hatte ich Zeit gehabt, im Geist eine luftige Linie über den Abbruch des Grates zu legen. Ein breiter Firnkamm führte mich bis an die Wand. Über steilen, von Rasenbüscheln durchsetzten Fels klomm ich empor und drängte ein wenig nach rechts, um sobald wie möglich die Kante des Abbruches selbst zu erreichen. Dort wo die lotrechte Linie einer sanfteren Neigung weicht, gewann ich den Kamm. Unter flüchtig zusammengelegten Steinen barg ich meine Karte. Dann strebte ich in leichterer Kletterei der Höhe zu. 30 Minuten später betrat ich die erste Schneehaube. Ein breiter, mit Platten gepflasterter Pfad erhob sich sanft zur Wölbung des Gipfels.

Es war meine zweite Tur des Jahres und seltsam glich sie der ersten: dem Nordgrat der Höfats im Allgäu. Hier wie dort beginnt der Grat mit trotzigem Aufschwung, dessen unterste Stufe die Benützung der Flanke verlangt. Über Fels, den grüne Büschel durchsetzen, geht es auch dort hinauf. Geringere Höhe und größere Leichtigkeit des oft überschätzten Höfatsgrates unterscheiden allein die beiden Wege. Eins jedoch fehlt dem östlichen Bruder: die letzte lichte Wanderung zum Gipfel.

Die Feniva ist der wenigst besuchte und doch der herrlichste Berg im Tale von Barberine. Vier Routen (mit vielen Varianten), von denen keine der anderen gleicht, stehen dem Bergsteiger zur Wahl. Mag er die

brüchigen Türme des schmalen Südostgrates überklettern oder den festen Fels des Abbruches vorziehen, von dem ich eben erzählte; mag er eine der morschen Rippen der Ostwand wählen oder endlich die weite Umgehung über den Bas des Cavales — keiner der vielen Wege gleicht nur einen Schritt dem andern, und jeder ist einzig in seiner Art. Wer einmal von der Hütte aus den frischen Schnee in Lawinen über die Ostwand stäuben sah, dem bleibt auch die Schönheit des Berges unvergessen. Und endlich das Letzte und Höchste: Der Blick von dem Gipfel. — Der Buet zeigt den Montblanc in ruhiger Herrschergröße. Die Feniva zeigt seine Flanken in vollendetem Ebenmaß. Dort ist die Kette von Chamonix das Einzige, vor dem das Andere versinkt. Hier leiten die Berge der nächsten Umgebung in künstlerischer Gruppierung zu dem gewaltigen Hintergrund über. — Die Verte zeigt ihre edelsten Linien über dem Becken von Argentière. Die Wände des Buet, die lotrechte Mauer der Chaîne des Fiz beschließen im Westen das Bild, während die grünen Berge des Nordens in Stufen und Wellen leise im Genfersee ertrinken.

Spät erst schritt ich nach Südosten hinab. An den Kanten schmaler, wie aus Schiefertafeln errichteter Türme ging es hinunter. Die Kunst, an lockeren Griffen zu klettern, kommt hier voll zur Entfaltung. Wer allein über die morschen Zinnen dieser Mauer abwärts turnt, lernt vorsichtig sein. Die Höhe des Grates bietet den besten Weg. Als ich den zweiten großen Abbruch ein wenig rechts in der Flanke nahm, wurde der „Weg" so schlecht, daß ich den fehlenden Gefährten um der Sicherheit willen durch einen stählernen Haken ersetzte. Verschiedene kleinere Türme folgten. An dem krummen, von der Hütte gut sichtbaren „Papagei-

schnabel" kletterte ich links hinab. So kam ich bis auf den breiten Turm, unter dem die lange Schneeterrasse mündet, welche die ganze Ostwand durchzieht. Nun wich ich in die südwestliche Flanke des Grates aus. Wer über ihre abwärts geneigten Bänke und jähen Schieferhänge aufrecht und sicher hinwegzuschreiten vermag, besteht die Probe auf Trittsicherheit. So querte ich unter dem kreisrunden Loch vorbei, das die Mauer des Grates durchbricht. Die Schieferplatten sind über der Wölbung wie die Steine eines romanischen Bogens angeordnet.

Die beiden letzten Türme umging ich hoch oben in ihrer südwestlichen Flanke auf brüchigen Leisten. Dann fuhr ich stehend über den Glacier de la Jeniva nach Norden hinab, mit flachen Bögen durch die Spalten lavierend. Am frühen Nachmittag betrat ich wieder die Hütte.

Die Chaîne des Rosses

I. Mur des Rosses, 2933 Mtr., erste Ersteigung durch das Nordcouloir, und Pointe des Rosses, 2967,8 Mtr.

Wir glichen verdächtig „bösen Haunolden" [10]), die tags in den kühlen Wäldern schlafen und abends von großen Taten erzählen, als wir am Vormittag des 14. August 1907 das Barberine-Tal aufwärts wanderten. Eine Reihe langer Fahrten und kurzer Nächte lag hinter uns und hatte jene sportliche Trägheit ausgelöst, vor der zuzeiten auch die größte Begeisterung nicht schützt. An solchen Tagen verlangt das Gemüt vielmehr nach beschaulichem Genuß der Landschaft als nach Kampf und Eroberungszügen. Der ehrgeizigste Bergsteiger blickt in solcher Stimmung mit unbeschreiblicher Gleichgültigkeit auf sensationelle Turenberichte, alpine Zeitungen oder

bewundernde Mädchenaugen herab. Stundenlang liegt er im Grase, träumt zugleich von nichts und den wichtigsten Dingen, blinzelt vergnügt einem erweichten Gletscher zu, durch den sich drei dunkle Pünktchen mühen, oder lacht einen Geröllstrom an, weil er ihn nicht hinaufzusteigen braucht.

Nur der raffinierte Gedanke, die erste Rast mit gutem Gewissen genießen zu können, half uns bis zu der ausgedehnten Stirnmoräne des kleinen namenlosen Gletschers hinauf, der längs der Nordwand des Mur des Rosses herabstreicht.

Hier aßen wir den größten Teil unseres Proviantes auf und — schliefen ein. Von Zeit zu Zeit blinzelte der Eine scheu zu dem Andern hinüber, bange Furcht im Herzen, der Gefährte könnte zum Aufbruch mahnen. Doch nichts geschah. Die Mittagsstunde kam und ging.

Zitternde Glut umspielte die Säulenpfeiler der Tour Sallière. Da glitt eine leise Unruhe durch die reglosen Körper auf der Moräne. Die Sonne brannte gefährlich auf das Gehirn. Es wäre doch wohl besser, weiter zu gehen . . . So packten wir denn unsere verstreuten Habseligkeiten zusammen und stiegen zu einer kleinen Felsterrasse unter dem Gletscherrande hinauf. Hier hielt es mein Gefährte für unumgänglich nötig, photographische Aufnahmen zu machen. Ich beschäftigte mich inzwischen in aller Ruhe damit, eine Stufenreihe den Eishang hinauf zu schlagen. Erst ein Stein, der mir elegant zwischen den Beinen hindurchsprang, lockte ein etwas bewegteres Tempo aus mir heraus. So erreichten wir den Beginn der langen, ziemlich steilen Schneerinne, die nördlich des Mur in den Hauptkamm mündet. Hier stampfte Zindler mit lobenswertem Eifer büßend voran. Auf der Höhe des Grates (Punkt 2803) fiel uns ein, daß unser neues

Kochgeschirr noch gar nicht eingeweiht wäre. Es dauerte geraume Zeit, bis wir den Fehler wieder gut gemacht hatten. Dann aber konnte uns keine Macht mehr hindern, den nahen Gipfel des Mur des Rosses, 2933 Mtr., über harmlosen Schutt zu erstürmen. Eine gebührende Siegesfeier folgte, ehe wir daran denken konnten, die planlose Fahrt noch planloser fortzusetzen.

Dichte Nebel jagten von Süden herauf. In Eilmärschen zogen wir den Südsüdwestgrat hinunter, das Muster einer gut gepflasterten Straße. Der bequeme Weg wurde bald zum genußvollen Kletterpfad. In der Nähe der „Aiguillette", des markanten doppelschultrigen Turms, mischte sich Schwierigkeit in das harmlose Spiel. Ein kurzer heller Augenblick stellte plötzlich den riesigen Abbruch der Tour des Rosses vor uns hin, von Nebelfahnen umweht. Daß man ihn links in der Flanke umgehen kann, verhüllte listig das Grau. Wir redeten etwas von Biwak, Kälte, geringem Proviant und verschwanden lautlos in der Ostwand des Grates. Über steile Schrofen und Felsterrassen, die kleine Kamine durchzogen, strebten wir zum Glacier des Rosses hinunter, wie Pferde, die den kürzesten Weg zum Stalle wittern. Daß diese Wand noch unbegangen war, rührte uns in keiner Weise.

Als zwei Drittel der Höhe über uns lagen, stellten wir eine geistvolle Betrachtung an, deren Ergebnis war, daß die Wand notwendigerweise mit einem ungangbaren Plattenschuß über dem Gletscher endigen müsse. Folgerichtig kletterten wir wieder hinauf, um unsere Schritte nach Frankreich zu lenken. In der Tat ging es über einen steilen Firnhang leidlich bequem zum Glacier du Pradzon hinunter, auf dem wir die Tour umgingen. Ein zweiter Firnhang führte zu einer geröllbedeckten Ter-

rasse unter und vor der Pointe des Rosses hinauf. Die finsteren Schluchten des Berges schossen bei sinkender Nacht mit Steinen nach uns, von denen mir einer ein Loch in den Pickelstiel schlug, als ich ein paar dürftige Stufen kratzte.

Unschlüssig blickten wir den Schnee hinauf, der unseren Standpunkt mit der Senke zwischen Tour und Pointe verband. Dunkel und ziehende Nebel übertrieben Steilheit und Höhe des Hanges ins Ungeheure. Außerdem war unsere heutige Fahrt ja nur „fürs Gemüt" unternommen! Was ging uns der Berg da oben an! Schlafsacklose Biwaks mit Geröllunterlage in der Firnregion bilden bekanntlich das Zentrum, das die Poesie des Bergsteigerlebens mit säuselnden Flügelschlägen umkreist.

Unsere Pickel scharrten die kantigsten Steine beiseite, dann wuchs aus der schmalen Insel eine kunstvolle Mauer halbkreisförmig heraus, die unsre, nach solchem Werke wohlverdiente Ruhe schirmen sollte. Solange die letzte Zigarre reichte, war mir unbeschreiblich wohl. Nebel zogen um die eisige Einsamkeit des Tenneverge. Dann goß der Mond sein mattes Silber über den schlafenden Firn. Schwarze Spalten gierten mit offenem Maul nach den fallenden Steinen, die roh die Stille zerbrachen.

Dann kam die Kälte. Sie kroch aus dem Firn in die Steine und aus den Steinen langsam ins Fleisch hinein. Unermüdlich viele Stunden lang. Mit dem ersten Morgengrauen flüchteten wir den Firnhang hinauf, dem Licht und der Wärme entgegen. Schon 15 Minuten später standen wir auf dem Grate, nördlich der Pointe des Rosses. So hatten uns gestern Dunkel und Nebel getäuscht. — Über eine breite Schneeverwehung hinweg

verlief sich der Kamm in den leichten Felsen des Gipfelkopfes, den ein mächtiger Steinmann krönt (2967,* Mtr.).

Kalte Wellen von weißem Licht strömten lautlos über die Gipfel. Gestern hatte die glühende Sonne uns aufwärts getrieben, heute blies uns ein schneidender Wind in das wärmende Tal hinunter. Was wollen wir von dieser fremden Welt! Der breite Rücken des Ostgrates hielt uns freundlich die rettende Leiter an die einsame Zinne. Wir ließen ihn bald zur Rechten und fuhren über den gefrorenen Firn des Glacier des Rosses zu Tal, bis uns die wohlbekannte Schneeterrasse nach rechts zum Col de Tenneverge führte.

Wohlige Wärme empfing uns im Tal. Hirten trieben mit rauhem Ruf die Herde zur Weide. Scheu schlichen wir hinten herum zur Cabane. Da saß Lonfat, der Hüttenwart, und suchte mit seinem alten Fernrohr die Grate ab. Als er uns sah, schüttelte er sorgenvoll sein Haupt und wandte sich schweigend der Hütte zu. Es war das zweite Mal in diesem Jahr . . . Er hatte uns endgültig aufgegeben.

II. Tour (Tête) des Rosses, 2936 Mtr.

Erste Ersteigung über die Ostwand; Südsüdwestgrat

Als wir uns zwei Jahre später (am 7. August 1909) der Tour des Rosses näherten, fehlte uns die Lust, noch einmal begangene Wege zu gehen und dem Gipfel von Süden über die Pointe oder von Norden über den Mur zuzustreben. Vielmehr reizte uns die bisher noch unbegangene Ostwand des Berges. Diesem Plane eines geraden Aufstiegs zum Gipfel entsprach es auch, daß wir zum Glacier des Rosses nicht auf dem weiteren aber bequemeren Wege über den Col de Tenneverge anstiegen,

sondern die steilen felsdurchsetzten Rasenhänge benutzten, die in geradem Anstieg, zuletzt über nicht ganz leichte Schrofen, das Eis zu gewinnen erlauben.

Vor uns lag im Sonnenschein die in Terrassen und Steilstufen gegliederte Wand des Berges, aus der sich ein breiter Pfeiler gegen uns vorschob. Eine kurze Schneezunge, die rechts dieses Pfeilers in die Wand hinaufzog, fiel uns besonders ins Auge. Sie war unser nächstes Ziel, als wir den Gletscher nach Westnordwest überschritten. Im Norden verlor sich der Firn in den glatten Wänden des Mur, südwärts wogten weiße Wellen gegen den Ostgrat der Pointe des Rosses. Erst die Wand des Pfeilers verbarg uns den größeren Teil dieser Bilder. Zahlreiche Stufen verlangte die hartgefrorene Zunge und stellte uns endlich eine geteilte Randkluft entgegen, ehe sie den Zutritt zu den Felsen des Pfeilers auf dem ersten, gut gangbaren Bande freigab. Ein bequemer Quergang brachte uns nach links auf die tiefste Terrasse der Wand. Gestufte Felsen wiesen den Weg zur zweiten hinauf, über der sich der steilste Abbruch der Wand erhebt. Ein seichter Kamin mit festen Griffen vermittelte uns einen prächtigen, aber nicht leichten Weg zu dem mehr oder minder harmlosen Schrofengürtel unter dem Gipfel. Über eine dritte, schmale Terrasse eilten unsre Füße hinauf, ehe das letzte leichte Gefels in dem Schutt ertrank, dem der Steinmann des Berges entragt.

Nebel stiegen aus der Tiefe des Fond de la Combe und breiteten graue Schleier über die weiten Firnfelder des Glacier du Pradzon. Sie schwebten leise die gelben Wände hinauf und zerrissen endlich an den Türmen des Grates zwischen Tour und Mur. In schweren Tänzen umkreisten sie scheu unsere kleine Insel und wagten

nur hin und wieder, ein Stück der grauen Gewänder über die Grate hinaufzuwerfen. Dann zerging es wie Geisterspuk im leuchtenden Blau der Luft.

Der Grat, welcher die Tour mit ihrer Schwester, der Pointe des Rosses, verbindet, gleicht einem Wege, der erst als breite, fahrbare Straße den arglosen Wanderer lockt, um sich nach wenigen hundert Schritten zum Fußpfad zusammenschnüren, bis endlich ein schmaler Steig, die Leere zur Rechten und Linken, den einzigen Zugang zum anderen Ufer vermittelt.

Sorglos bummelt man über den Schutt der Tour vom Gipfel nach Süden. Da richten sich langsam die sanften Wände des Grates auf und pressen mehr und mehr den Pfad zusammen. Schließlich wird er zur schmalen Mauer mit lotrechten Flanken. Mancher hat hier die Schenkel zu Hilfe genommen und ist geritten. Es wäre nicht schön, darüber zu spotten. Doch wer über den Steg in aufrechter Haltung, das Eisbeil unterm Arm, hinwegzuschreiten vermag, deß Bergsteigerherz wird eine nicht alltägliche Freude ernten. Mit einem Blick mißt das Auge die Gletschertiefe zu beiden Seiten. Rechts der Glacier du Pradzon, auf französische Felsen gebettet, links der schweizerische Glacier des Rosses, beide wie zwei benachbarte Zimmer nur durch eine dünne Wand getrennt, auf deren Höhe der Wanderer schreitet.

Leider nur kurz ist der Gang. Bald verliert sich der Grat in einem breiten, wenig ausgeprägten Zwischengipfel, ohne noch einmal die Kraft zu finden, ein schmales Felsgerüst aus der greisenhaften Gestalt eines breiten schuttbedeckten Rückens herauszuheben.

So kamen wir an geschwungenen Wächten vorüber, zuletzt auf bekanntem Wege, zum Steinmann der Pointe des Rosses, mit dem Bewußtsein, einen der schönsten

Felsenpfade in den Bergen von Barberine gegangen zu sein.

In der Hütte trafen wir unter vielen Beloiseau- und Tour-Sallière-Kandidaten auch einen alten Schulkameraden. Noch lange plauderten wir mit dem Behagen des Mannes, der längst die Prüfung bestanden, von einer Zeit, der ich auch heute nur eine einzige Empfindung freundlicher Art entgegenzubringen vermag: den Dank, daß sie vorüber ist. — Ein wohlverdientes „silence, Messieurs!" scheuchte uns unter die Decken.

III. Mur des Rosses, 2933 Mtr.

Erste Ersteigung über die Ostwand; Nordgrat

Abenddunkel lag über dem Tale von Barberine. Schwere Wolken legten den grauen Deckel über die Wände von grauem Kalk. Lautlose Stille. Meine Schritte dämpfte das kurze Gras. Nur wenn mein Pickel an einen Stein stieß, gab es einen hellen kurzen Klang.

Das einzige Leben schien mit mir zu wandern. Doch sieh: Da schlägt eine Kuhglocke an, und schattenhaft heben sich aus dem Dunkel die Chalets de Barberine. Eine Pfeife glimmt vor einer der Türen. Der Träger selbst ist fast in Nacht begraben. „Bonsoir!" — „Bonsoir, Monsieur". Dann führt mich das Steiglein hinauf zur Hütte. —

Das Erste, was ich am nächsten Morgen verlangte, war das alte Fernrohr des Hüttenwartes. „Vous n'arriverez pas", urteilte Lonfat gelassen, dem ich von meinem Plane erzählte, die Ostwand des Mur des Rosses zu meistern. Ich aber lief hinunter zur Eau Noire, holte mir nasse Füße im Bach und strebte dem Beginn der firnerfüllten Schlucht jenseits des Tales zu, welche die Einheimischen die „Fendue", den Spalt, nen-

nen. Sie steigt etwa 500 Mtr. geradlinig vom Boden des Tales zum Col de Tenneverge auf, um sich unmittelbar unter dem Paß zu einem offenen, schneeerfüllten Trichter zu erweitern. Ich glaubte mit Recht, daß der feste Firn dieser Schlucht mich am schnellsten zum Rosses-Gletscher führen würde. Der Weg durch die Fendue, den bisher wohl nur Gemsenjäger benutzten, schneidet die lange Kehre zum Col de Tenneverge ab, ohne daß der Bergsteiger die reichlich ersparte Zeit an Hindernissen wieder verlöre. Selbst wenn im Spätsommer blankes Eis in der Schlucht zutage träte, würden gute Steigeisen die nicht allzu große Steilheit des Weges ohne Pickelhieb leicht überwinden. Im Frühjahr freilich dürfte die im Sommer sichere, höchstens einmal von Steinfällen heimgesuchte Fendue eine bevorzugte Bahn der Lawinen sein. Lagen doch jetzt noch (26. August 1910) Reste alten Lawinenschnees über den flachen Boden des Tales gebreitet. Der verfestigte Kegel führte mich rasch zum Beginn der Schlucht und zwischen den Wänden empor zum Fuße des Wasserfalles, der den Firn der Fendue nach dem ersten Drittel ihrer Höhe unterbricht. Über spärliche Rasenbüschel umging ich das Hindernis links (Punkt 2006). Auch über den steileren, hart gefrorenen Schnee des oberen Abschnittes der nun engeren Rinne brachten mich die fest verkanteten Nagelschuhe ohne Hilfe des Pickels leicht empor. So kam ich zum unteren Ende des sanfter geneigten Schneetrichters unter dem Col de Tenneverge. Hier stieg ich nach rechts aus der Schlucht heraus (Punkt 2370 Mtr.).

Da nun der weitere Weg zum Rosses-Gletscher offen lag, gönnte ich mir eine kurze Rast. Schon war ich hoch über dem Tale von Barberine. Jenseits zogen leichte Wolkenschleier um den Gipfel der Tour Sallière, deren

alternde trümmerbedeckte Flanken nicht ahnen lassen, wie blinkend die Eisschilde, wie düster die Schluchten sind, die sie nach Norden kehrt, und wie über alle Erwartung gewaltig ihre Abstürze nach Osten über den Weiden von Salanfe stehen.

Fast alle Berge, die das obere Barberinetal umrahmen, kehren ihre verfallenden Flanken diesem Tale zu. Überirdisch erhebt sich die Kuppel des Pic de Tenneverge über den Giffre bei Sixt — Ruinen und bröckelndes Mauerwerk kehrt derselbe Gipfel nach Barberine. Nur die Fenivа erhebt sich in düsteren Wänden, die ein silbernes Band unterbricht, eindrucksvoll gegenüber der Hütte, und der Mur des Rosses, der vom Savoyer Glacier du Pradzon leicht zu erreichen ist, stellt seine pralle Mauer hoch über den Schweizer Glacier des Rosses.

Das Geheimnis dieser unbetretenen Wand lockte mich weiter hinauf. Über Schutt und Schnee schritt ich langsam nach Norden, bis mich ein sanfter Rücken, der letzte sterbende Rasenbüschel trug, nach Westen auf jene Terrasse führte, die vom Col de Tenneverge nahezu eben zum Rosses-Gletscher leitet.

Nun eilte ich nordwärts über festen Firn am Fuße der Tour des Rosses vorbei meinem Ziele zu. Rechts unter mir tauchte graues Eis aus dem schwindenden Schnee, von feinen Spalten vielfach geädert.

Unter dem südlichen Gipfel (2931 Mtr.) des Mur schlägt ein keulenförmiges Schneegebilde dem Steiger die lockende Brücke vom Firn des Gletschers zum Fels der Wand. In Stufen stieg ich hinauf, trat aber schon in halber Höhe des Schnees nach rechts auf die Felswand über. Schon hier zog die Vorfreude gelingender Tat in mein Herz. Ich turnte leicht über eine Platte hinauf, dann führte mich eine der steinernen Rippen des Berges hoch

empor in die Welt des grauen Steins, bis mir ein gelber Pfeiler mit glatter Stirne Halt gebot. Ich wich ihm zur Linken aus und erkämpfte mir durch einen engen Riß und eine flache Rinne den Beginn eines breiten Bandes, das meine staunenden Augen, wie einen Steig in schier lotrechte Wand gesprengt, weit nach Süden verlaufen sahen.

Da siegte der Reiz des Geheimnisses über den Lohn des wohl sicheren Erfolges. Herrlich mußte es sein, auf ebnem Gesimse die Wand zu durchschreiten, ihre verborgensten Winkel auszuspüren, den weißen Firn zu Füßen, der ihren Sockel umbrandet, die lichten Wölkchen zu Häupten, die an den Zacken des nahen Gipfelgrates zerreißen.

So folgte ich, statt nur wenig nach Norden zu queren und gerade zum Gipfel aufzuklettern, der Lockung des niemals betretenen Pfades. Über die Köpfe mehrerer Pfeiler, welche die Steilwand zu stützen scheinen, schritt ich fast eben dahin.

So gab mir der Berg noch mehr, als ich selber begehrt. Er löschte leise den ehrgeizigen Plan, auf geradestem Wege zum Gipfel zu klimmen, in meinem Herzen aus und führte mich tief in die steinernen Zaubergärten.

Der Gipfelgrat senkte sich tiefer und näher zu meinem Bande herab. Dicht unter dem doppelschultrigen Turm der „Aiguillette" schritt ich entlang und klomm über festen Fels in das Licht der Scharte südlich des Turmes hinauf. Ich schob mich auf schmalem Gesimse östlich um ihn herum und folgte nun sorglos dem Grat in lustiger Kletterei bis auf den breiten Gipfel des Mur des Rosses (2933 Mtr.).

Am Abend vor der Hütte suchte ich noch einmal mit Lonfats Fernrohr im Geiste die Wege des Tages zu

gehen. Ich sah meine feine Spur im Firn des Gletschers, die Stufen im grauen Schnee der Zunge, die hoch in die Felswand leckt, genoß den Blick von der Höhe des langen, ebenen Bandes, turnte noch einmal den sicheren Grat hinauf und eilte vom Gipfel über klirrenden Schieferschutt zum Beginn der Schneerinne hinab, die Zindler und mich drei Jahre zuvor als Erste von Norden auf den Mur geführt. Ich erlebte noch einmal mein Staunen, als mächtige Wächten den Weg durch die Rinne verwehrten, als wollte der Berg den Bann nicht lösen, in den er mich eingesponnen. Ich sah mich im Geiste einsam weiterschreiten, den langen Grat hinauf zum Gipfel des Nachbarberges, des Mont Ruan (3067 Mtr.). Der gab mir den Weg zu Tale frei. Schrofen führten zum Firn, und Firn und Gletschereis zu Schrofen. Dann schritt ich, noch hoch über dem Tale, unter dem Gipfel des Mur auf breiter Terrasse dahin, bis mich die jähen Hänge unter dem Glacier des Rosses zum rauschenden Bache führten. Und nur sein Rauschen, weltenfernes Rauschen war um mein Ohr, als ich still vor der Hütte saß, des Tages gedachte, der leise auf leuchtenden Gipfeln verlosch.

Der Mont Ruan, 3067 Mtr., Ostgrat

Am Vormittag des 10. August 1909 standen wir inmitten ziehender Nebel auf dem vergletscherten Col de la Tour Sallière, 2830 Mtr., um den Ruan über den östlichen Grat zu ersteigen, der sich, von Barberine gesehen, in dem erkerförmigen Überhange wahrhaft zu überschlagen scheint, und so eine leichte Bewegung in das ruhige Bild der schräg gestreiften Flanken des Berges bringt.

Dieser Überhang ist unersteiglich. Hat man die vor ihm liegende Scharte über den ersten breiten Turm des Grates gewonnen, so weist zur Rechten die höchste Terrasse des schweizerischen Ruan-Gletschers den Weg zur Umgehung. Sie führt hinab auf den Firn und nach kurzem Quergang über die Randkluft wieder hinauf, bis leichte aber äußerst brüchige Felsen den Zugang zu einer steilen natürlichen Treppe bilden, die auf dem breiten Rücken des Grates zur Höhe leitet. Es gewährt eine besondere Freude, aufrecht über die schmalen, luftigen Stufen emporzusteigen und nur hin und wieder die Hand zur Wahrung des Gleichgewichtes auf die Felsen zu legen.
Schmaler und schmaler wird der Grat. Durch den Mündungstrichter einer jäh nach Norden abschießenden firnerfüllten Rinne hilft mit wenigen Schlägen getreulich das Beil; dann steige ich meinen Gefährten voraus längs des zierlichen Wächtengrates in die wogenden Nebel hinein, bis sich der Kamm nach Westen senkt. —
Wenige Tage später schleppten wir Proviant in regenbringender Menge zur Cabane au Couvercle hinauf.

Dritter Teil:

Salanfe

Durch das glühende Rhonetal rast der Simplon-Expreß nach Italien. Müde gleiten die Blicke der Reisenden über die einförmigen Hänge. Da fällt, kurz vor Vernayaz, ein ungeahntes Bild in das Auge: ein mächtiger Wasserfall bricht aus der rechten Talwand unvermittelt hervor. „La Pissevache“ nennt ihn die wenig ästhetische, aber doch starke Einbildungskraft des Volkes. Wo kommt er her und was liegt dahinter?

Der Wanderer, welcher das Rätsel ergründen will, muß den weiten Umweg über Salvan machen. Von hier quert ein Waldweg ansteigend die Hänge des Rhonetals. Plötzlich macht er eine scharfe Biegung nach links. Ein weites Tal, die Vallée de Van, mit Bäumen, Wiesen und Hütten, liegt vor dem erstaunten Blick. Col de la Matze heißt diese Stelle (1373 Mtr.). Und wenn du nach der Pissevache fragst, so sagt dir der Hirt: Der Bach unsres Tales heißt die Salanfe. Kein Steig führt längs seiner Ufer zur Rhone. Nur das Wasser braust über die Wände und verliert mit dem Sturz seinen Namen.

Den Hintergrund des Tales sperrt eine zweite Stufe, geheimnisvoll wie die erste. Ein steiniger Zickzackweg leitet hinauf, an der „Mosesquelle" vorbei. Dann erscheint über schäumendem Wasser die Wand der Tour Sallière und endlich das Ungeahnte, die Montagne[11]) de Salanfe.

Eine weite grüne Fläche liegt in die Berge gebettet. Kaum eine leise Erhebung wellt aus der Ebene auf. Mauern auf allen Seiten. Rechts recken die Dents du Midi ihre Zacken aus der weißen Terrasse des Plan Névé. Links steigt zum Grate des Luisin dunkler Granit empor. Doch diese Berge sind nur der Rahmen für die Ostwand der Tour Sallière, den Grand Revers. Im oberen Barberinetal vermag der Berg aus Schutt, Firn und zerrissenen Flanken kein imponierendes Antlitz zu formen. Hier reckt sich ein Abbruch auf, der alles Andere verdunkelt. Aus Moränenwällen und Schnee, den die fallenden Steine durchpflügen, steigt die scheinbar glatte, kaum gegliederte Wand mehr als 1200 Mtr. über die Weiden zum ruhigen Dreieck des Gipfels auf. Über Dôme und Eglise senkt sich der gewaltige Nordkamm

zum Col de Cluzanfe, während der Ostgrat in tollen Sprüngen über die Pointe à Boillon zum Col d'Emaney strebt. Aus halber Höhe der Wand, die die beiden Riesengrate umschließen, reckt der Glacier Noir seine weiße Klaue gegen den Frieden des Tales.

Ich bin über den weichen Boden der Weiden gegangen, wenn langsam der junge Tag an der Wand hinunterstieg. Düstre Gewitterwolken hab ich bei Nacht über den Kessel sich lagern gesehen, daß nur die Tatze des Gletschers matt durch das Dunkel schien. Ich bin mit den Augen der sinkenden Sonne gefolgt, wenn sie über die silbernen Bänder den glühenden Dom des Gipfels erreichte, und dennoch weiß ich, daß ich die wechselnden Zeichen nicht halb zu Ende gelesen, die hier des Lesers harren.

Tour Sallière, 3222 Mtr.

Grand Revers; Nordgrat. Der gewöhnliche, häufig begangene Weg über den Grand Revers ist nicht sonderlich schwer. Die geringe Schwierigkeit hat, wie so häufig im Hochgebirge, Eintönigkeit im Gefolge. Dieser Anstieg ist auch kaum noch als „Wandroute" zu bezeichnen. Den großen Geröllstrom unter der Eglise (3078 Mtr.) geht es mühsam hinan bis zum Beginn eines Couloirs, das den Glacier Noir an seinem nördlichen Ende zu erreichen erlaubt. Der Gletscher wird in seiner ganzen Breite gequert, bis Schneefelder, Schutt und Schrofen zur „Schulter" (3036 Mtr.) leiten. Hier trifft dieser Weg mit dem von Barberine zusammen, dem üblichen Anstieg auf die Tour Sallière. Die leichten Kamine des Südostgrates führen in 45 Minuten zum Gipfel.

Diese Route gehört zu denen, die bei dem ehrlichen Bergsteiger das leise Gefühl hinterlassen, den Gipfel erschlichen zu haben. Verlockend hingegen ist die ideale Gradheit der Nordostrippe des Grand Revers, die als ungebrochener Pfeiler vom Fuße der Wand zur Schulter leitet. Aus der Moränendecke des Glacier de Salanfe erhebt sich ein steiler Firnkegel, dessen Spitze auf ein tief eingerissenes Felscouloir weist, durch das die Schmelzwasser des Glacier Noir in Kaskaden herabstürzen. Unmittelbar links dieser Rinne steigt, mit zahlreichen Stufen gepanzert, die erwähnte Nordostrippe auf, um endlich als steiler breiter Firnkamm unter der Epaule zu verschwinden. —

Ende September 1909. Georg Zindler und ich, wir waren die Herren des kleinen Hôtel de la Dent du Midi in Salanfe. Unser einziger Hausgenosse war eine Katze, die wohlig schnurrte, sobald wir das Feuer im Ofen schürten. Dann leckte sie ihren Milchteller aus und fing imaginäre Mäuse, die ich an einem Steigeisenriemen durch die Küche tanzen ließ. Eine seltsame Fünf-Uhr-Morgen-Beschäftigung. — Nebelschwaden stiegen aus der Vallée de Van und wälzten sich über die verlassenen Weiden. Schwarz hob sich der Grand Revers in die Sternennacht. Düstre Wolken umkreisten den Horizont. Sollten wir gehen oder nicht? Wir hatten nicht Zeit, auf ideales Wetter zu warten. Eine schwierige Berechnung ergab, daß man den 25. des Monats schrieb. Das gab den Ausschlag. Die Katze wurde in die Küche gesperrt und die Haustür verschlossen. Um 6 Uhr bummelten wir lautlos über die Weiden gegen den Grand Revers, der sich lauernd immer mehr zusammenduckte. Am Fuß der Moränen kam der Tag. Die ersten schüchternen Sonnenstrahlen umspielten den Gipfel der Tour. Dann führte

uns der hartgefrorene Firn des Lawinenkegels, der hier und da einen Pickelhieb forderte, in das große Couloir hinein.

Die ersten Ersteiger hatten weise die Schlucht vermieden, um von Anfang an der Rippe zu folgen. Wir wagten den Gang, um einen Blick in die Seitenrinnen zu tun. Schutt und Reste von Eislawinen führten uns rasch empor. Dann brachten die leichten Felsen der rechten Seite der Rinne die erste Morgenfreude. Doch war inzwischen die Sonne bis zum Glacier Noir herabgestiegen und ließ ihr Licht auf den blauschillernden Seraks tanzen, die als blanke Wände von Eis das Couloir über uns sperrten. Führend empfing ich den ersten Gruß: Ein kurzes Surren, ein Krach. Der erste Stein schlug neben mir auf. Das war der Wink für die andern. In schlanken Parabeln kamen sie über die Wände und fuhren in klatschendem Zickzacksprung links neben uns durch die wasserdurchbrauste Schlucht. Ein kurzer schärferer Gang über Felsen führte uns rechts an der Kaskade vorbei, die man auch vom Hotel aus sieht, auf die erste große Terrasse. Lawinenschnee und Steinschlagspuren waren ihr Signalement. Ein kleiner Trab brachte uns nach links unter die schützende Wand. Wir waren in Sicherheit.

Kennst du den schneidenden, knirschenden Ton, mit dem das Eis zerreißt, ehe ein Serak den Sturz in die Tiefe tut? Wer es einmal gehört, behält den Klang im Ohr. Das Erwartete kam. Verständnisvoll sahen wir uns an und dann die Rinne hinauf. Das war kein einzelner Turm, der fiel — eine ganze Eiswand brach von dem Gletscher los und tobte, in tausend Trümmer zerschellend, die Schlucht hinab. Donner brüllte den Berg aus dem Schlaf. Dann fuhr die Lawine wie ein brausender Strom

über unsere Terrasse, ein Strom aus weißem Eis, in dem die kantigen Blöcke schwammen, sich drehten, hoben und senkten, um endlich zerberstend über die Felsen, die eben noch unsere Nägel ritzten, hinunterzurauschen, der Tiefe zu . . . Der Tod ging vorbei im Königsgewande.

Ich fühlte ein Lächeln auf meinen Lippen, ein müßiger Gedanke klopfte an: Hätten wir ein wenig länger mit der kleinen Katze gespielt, auf den Weiden ein paar Blumen an den Hut gesteckt oder die Schuhriemen fester geschnürt . . .

Die Terrasse führte uns weiter nach links, an einem kleinen Felsturm vorbei, der den Beginn der Rippe markiert. Von hinten gewannen wir ihren Rücken und über Schrofen und Schutt den Fuß des ersten Abbruches in Höhe der Gletscherzunge. Dieser Wechsel von leichten, wenig geneigten Gratstücken und steilen Felspartien, der am Emaneygrat am schärfsten ausgeprägt ist, war uns für mehrere Stunden beschieden. Doch konnten die Pickel auch an den schwereren Stellen in der Schlinge am Handgelenk bleiben und der Sack auf dem Rücken. Nur selten drängte ein allzu trotziger Felskopf uns auf heikle Bänder hinaus. Sie brachten Wechsel in das gerade Streben zur Höhe.

Erstaunt blickt der Kletterer auf die verhältnismäßig reiche Gliederung der scheinbar so glatten Wand. Terrassen und Pfeiler treten hervor, und breithin lagert sich der Glacier Noir, der von unten als schmaler Streifen erscheint. Riesige Klüfte zerreißen seine tieferen Teile und verschlingen gierig den stürzenden Stein.

Mittag war vorüber, als wir uns auf der Höhe des letzten der vielen Felsabbrüche niederließen. Über uns schlug der glitzernde Firnkamm die Brücke zur Schulter. Der Weg war noch weit, doch der Sieg uns sicher. Das

klare Blau des Himmels ließ uns die Freude der Rast in Ruhe genießen. Dann wanderte das Seil in den Rucksack zurück. Die Kante des Nagelschuhs genügte, Tritte in den festen Firn zu schlagen. Neuschneebedeckte, abschüssige Felsstufen hemmten unser eiliges Vordringen, ehe wir die „Schulter" betraten. Die Kamine des bekannten Grates führten uns schnell zum Gipfel, 3222 Mtr. Hier war die alte Sorglosigkeit unser Gast, die den Bergsteiger durch eine Gruppe geleitet, die ihm lieb wie die Heimat geworden ist. Trotz der vorgerückten Stunde wollte ich von einem Abstieg nach Barberine nichts wissen und pries meinem Gefährten den selten begangenen Nordgrat an. „Dann biwakieren wir eben", war seine lakonische Antwort. „Faudra voir", gab ich zurück und entrollte das Seil.

Doch ehe wir uns dem weiten, unbekannten Wege vertrauten, tat ich noch einen Blick in die Runde, den letzten in diesem Jahre.

Wunderbar spitz hob sich von hier gesehen der sonst so breite Ruan in den blauen Himmel hinein. Auf den Wächten des Ostgrates spielte die Sonne. An dem fernen Montblanc störte der Buckel des Courmayeur-Gipfels das sonst so edle Gleichmaß der Linien. Fast ebenbürtig spielte mit seinem gleißenden Silberschild der Grand Combin. Fern im Osten neigte die neuschneebeladene Dentblanche ihr trotziges Haupt links über, während das Matterhorn mit langer gerader Schulter nach Italien wies. Jenseits der Salanfealpe zeigte die Dentjaune ihre schönste Seite.

Allmählich hing sich ein Vorhang über die Berge. Nur an den Firn des Montblanc wagte die graue Hand nicht zu rühren. So nahm ich sein Bild in die Tiefe mit, als Symbol einer langen Sommerfreude, als herrlichstes

Sinnbild dessen, was wir als ewiges Rätsel umwerben: den Berg. —

Der Grat wies nach Norden hinab. Kleine Steilstufen unterbrachen die Linie des Kammes. Sie vermochten uns nicht von dem luftigen Pfad in die Flanke zu drängen. Mehrmals schritten wir hin wie auf schmaler Mauer, bis ein erneuter Abbruch die Hülfe der Hände verlangte. Schon glaubten wir, bald den Schnee der Scharte unter den Füßen zu haben, als sich der Grat mit harten, lotrechten Sprüngen im Firn vergrub. Da wichen wir nach links über verschneite, brüchige Felsen aus. Neue Wände hielten uns auf. Endlich gewannen wir über die westliche Flanke des Grates den Firn der Cuvette du Dôme, etwa 2950 Mtr. Zwei Stunden (vom Gipfel gerechnet) hatte uns der Kampf mit dem Neuschnee gekostet, der unvermeidlichen Beigabe größerer Turen in diesem Jahr (1909). Die letzten Strahlen der Sonne leiteten uns dicht unter den Wänden des Dôme, 3139 Mtr., entlang. In wenigen Minuten hätten wir den Beginn der „Grande Pente" gewinnen können, des steilen Firn- oder Eishanges, der vom Col de la Tour Sallière nach Norden sinkt. Ende Juli hatte ich dort drei Jahre zuvor manche Stufe ins Eis gemeißelt. Ende September konnten wir auf dreifache Arbeit rechnen. Der Neuschnee endlich, der sicher den nordwärts gekehrten Hang bedeckte, trieb uns ins Ungewisse: zum Westgrat des Dôme hinauf. Das Bild einer gangbaren Wand auf der anderen Seite schwebte uns dunkel vor.

So strebten wir über Schutt und plattigen Fels noch einmal der Höhe zu. Zugleich mit der Dämmerung trafen wir ein. Eine gestufte Steilwand, von Pfeilern durchsetzt, führte hinab. Tief, tief unten leuchtete matt der Firn des Glacier du Ruan. Ich wollte das Spiel nicht

verloren geben. Das letzte Licht des scheidenden Tages genügte, den Plan zu entwerfen. Dann griff ich zum Seil: „Es geht!"

Eine abenteuerliche Fahrt begann. Mit äußerster Vorsicht tastete die Hand von Griff zu Griff. Oft wich unter dem prüfenden Fuß ein Stein und polterte in die Nacht hinunter. Mehrmals sperrten uns senkrechte Stufen den Weg, die wir im Dunkel nicht wagen durften. Dann schoben wir uns auf neuschneebedeckten Bändern zur nächsten gangbaren Rippe. Vergeblich hofften wir auf den Mond. Mit stumpfem Licht übergoß er den Anthémozgrat, jenseits des Tales. Unsere Wand blieb im tiefen Schatten.

Langsam, langsam lief das Seil unzählige Male ab. Rechts zog ein steiles Schneecouloir gegen den Gipfel des Dôme hinauf. Ihm strebten wir zu. Ein letzter senkrechter Abbruch wehrte uns den Zugang zu leichten, im Schnee vergrabenen Schrofen. Ich schnitt eine Schlinge zurecht, das 30 Mtr. lange Reserveseil flog, doppelt genommen, hinunter. Kurz über der nächsten Terrasse pendelten seine Enden. Dann schwebten wir an brüchiger Wand in die Nacht hinein.

Unsere Zähigkeit wollte den Lohn und erhielt ihn. Mit starren Fingern legten wir die Eisen an. Dann betrat ich prüfend die seichte Rinne. Der Frost der Nacht stand uns helfend zur Seite. Die Zacken fanden leidlichen Halt in der zusammengefrorenen Oberschicht. Eine vierfache Randkluft sperrte den Zugang zum Gletscher. Auf steilen Brücken schlichen wir tastend hinüber . . .

Das Spiel war gewonnen. Wir trabten den Gletscher nach Westen hinab. Nur eine Sorge noch schleppten wir wortlos mit: den Abstieg ins Tal zu finden. Drei lange Jahre löschen viel im Gedächtnis aus.

Unsere knirschenden Schritte störten das Schweigen der Sternennacht. Spalten hoben sich hier und da mit schwarzem Rachen aus dem flimmernden Weiß. Dann sammelte ein fallender Stein die Stimmen des Dunkels in seinem Sturz. Geisterhaft stieg die Grande Pente, an deren Fuß wir vorüberschritten, zur stählernen Wölbung des Himmels auf. Mit den schiefen Seraks des Gletschers spielte droben ein frecher Stern. —

Der Firn verschwand. Unsere Füße fühlten das harte Eis. Steine lagen umher, von dem Wurf einer Riesenfaust rings auf den Gletscher gestreut. Leise klirrten die Eisen daran. Gähnende Klüfte wiesen die Nähe der Zunge. Dann senkten sich die Spitzen der Füße bergab: Die Entscheidung nahte. Ein steiler Eishang verschwand im Schutt einer breiten Terrasse. Wir stolperten durch das Geröll und kamen an jähe Wände. Tief unten dunkelte das uns wohlbekannte Moränentälchen. Wo war der freundliche Firn, der uns damals geführt? Nackte, steil abschießende Gletscherschliffe grinsten uns an. Wir glaubten nicht an solche Wirkung der Sommersonne und schoben die Schuld mit Unrecht unserem Gedächtnis zu. Ich wollte nach links, mein Gefährte nach rechts. Ärgerlich verließen wir die richtige Mitte.

Die Eisen krallten sich wieder die Gletscherzunge hinauf. Dann tasteten wir uns durch Schutt und Moränenblöcke nach links hinab. Wieder gähnte das Dunkel uns an. Verloren. Elf Uhr nachts. Die Rucksäcke flogen hin. Wir krochen geschlagen in die „Regenhaut". Auf dem Gipfel der Tour hatten wir den letzten Proviant verzehrt. Eine Zigarre half mir den Hunger vergessen. Dann sah ich der Jakobsleiter zu: Sie stieg vom Gipfel des Mont Ruan mit goldnen Sprossen geradenwegs

in den Himmel hinein. Endlich fielen mir trotz der kantigen Steine die Augen zu.

Wenig später riß mich der Frost aus dem Schlaf. Die starren Glieder wollten Bewegung. Wilde Tänze mit hastigen Gesten brachten das Blut in Wallung. So verging uns langsam die Nacht: Ein kurzer, minutenlanger Schlaf — dann ein Tollen und Springen von Block zu Block. Ein kleiner Tümpel, neben dem wir unser Lager errichtet hatten, bedeckte sich langsam mit festem Eis.

Die Nächte sind lang und kalt in den letzten Septembertagen. Doch schließlich kommt die wärmende Sonne auch in die eisigen Schluchten des Hochgebirges. Da gingen wir langsam zu der Terrasse zurück, die uns gestern ein so fremdes Antlitz gezeigt. Hier mußte es sein und hier war es auch. An Stelle des Firnhanges fanden wir schließlich eine leidlich gestufte Stelle inmitten der plattigen Gletscherschliffe. So forderte der Morgen von neuem die Künste, die widerspenstigen Fels überlisten. Dann schritten wir müde den endlosen Moränenschutt hinab bis zum Rande des Abbruches über der Vallée de Cluzanfe. Wir verschwanden in kleinem Kamin, um 2 Mtr. tiefer das schmale Band zu betreten, das an der rechten Flanke die Wände umgeht. Oft suchten die Hände vergeblich nach spärlichen Griffen, ehe dies letzte Hindernis hinter uns lag.

Und dennoch kam erst das Schlimmste: die Überschreitung des harmlosen Col de Cluzanfe, 2500 Mtr., der sich trennend zwischen uns und Salanfe erhob. Jetzt, wo alle Schwierigkeit vorüber war, machten sich Hunger und Müdigkeit geltend. Mechanisch zählten wir unsere Schritte. Unter dem Paß frühstückten drei Damen mit ihrem Führer. Norddeutsche Zurückhaltung ließ uns das

Wort zur Bitte nicht finden. Mit knurrendem Magen gingen wir vorbei. Ein Schluck aus der Wasserflasche, in der noch Eisklumpen als Zeugen des nächtlichen Frostes schwammen, half uns zur Höhe.
Es wurde Mittag und später, ehe das arme hungernde Kätzchen sich schmeichelnd an unseren Schuhen rieb. Wir teilten mit ihm unsern letzten Proviant. Dann schlossen sich knarrend die Fensterläden und hüteten treulich unseren Schlaf.

Die Arête du Col d'Emaney

Ehe sich der Ostgrat der Pointe à Boillon, 2975 Mtr., der meist kurz die „Arête d'Emaney" genannt wird, mit vielen Türmchen besetzt, in der flachen Kuppel des Gipfels verliert, wirft er drei gewaltige Abbrüche auf, die durch wagerechte, ja sogar wieder absinkende Kämme verbunden sind.
Der erste Blick auf den Grat verheißt dem Bergsteiger eins: Schwere Kletterei in plötzlichem Wechsel mit Gehterrain. Liegt dir der erste Abbruch zu Füßen, so belohnt dich ein langer Spazierweg mit schönen Blicken zur Tiefe. Von selber eilen die Füße über den weichen, sanft abfallenden Schieferschutt, bis unvermittelt der Grat wieder als Pfeiler zur Höhe strebt.
Der oberste, nahezu lotrechte Abbruch hat der Arête d'Emaney den Ruhm gebracht, die schwerste Tur des Gebietes zu sein. Er kann auf dreifache Weise überwunden werden. Die erste Partie (unter Führung von Frédéric Coquoz) umging ihn links durch ein weit offenes Couloir in der Wand des Emaneytales. Dies ist der leichteste Weg, der jedoch vor einem streng sportlichen Richterstuhle den Namen „Gratroute" kaum führen dürfte. Die zweite und dritte Partie durchkletterten den in die

Gratkante eingeschnittenen 60 Mtr. hohen Kamin, der wenig unter dem Ausstieg durch einen weit überhangenden, glatten Block völlig verschlossen wird. Wer diesen Block überwindet, kann sich getrost am Grépon versuchen. Pierre-Louis Délez, der vorzügliche Führer in Salvan, hält ihn für weitaus schwerer als die schwersten Stellen an der berühmten Nadel. Eine dritte Variante fanden Georg Zindler und ich am 22. September 1909. Sie ist leichter als der Délezkamin, schwerer als das Couloir Coquoz, ohne wie dieses in die Wand des Emaneytales auszuweichen. —

Langsam stiegen wir von Salanfe die Pfadspur zum Col d'Emaney, 2467 Mtr., hinan. Die ersten Türme des Grates neigten sich drohend auf uns herab. Ihre trotzigen Mauern sind Blendwerk: Jenseits klettert der Rasen auf ihre Schultern hinauf.

Düstre Bilder umgaben uns, als wir am Fuße des ersten der großen Abbrüche standen. In Wolken tauchte die Tour Sallière ihr Haupt. Graue Fahnen rissen von den Zinnen der Dent du Midi und schwebten träge zu uns herüber, als wir das Seil entrollten. Schwierig ging es an der steilen Kante empor. „Gute Tritte und schlechte Griffe", sandte ich meinem Gefährten als Losung hinab.

Während wir mit den Felsen rangen, reichten die Nebel sich über dem Grat die Hände. Letzte harmlose Stufen kündeten uns den Sieg über das erste Hindernis. 2611 Mtr. Den Pickel unter dem Arm, trabten wir abwärts in den Nebel hinein, so tief, daß ein lichterer Augenblick uns die überwundene Stufe als Gipfel im Rücken zeigte. Von vorn her schoben sich riesige graue Felsen gebieterisch durch die Schleier: der zweite Abbruch.

Nur die ersten Klimmzüge forderten Kraft. Leichtere Felsen im Wechsel mit Bändern brachten uns sicher hinauf. 2635 Mtr. Mühelos schritten wir wieder dahin. Dann standen wir staunend unter dem Délezkamin. Als breiter, nahezu lotrechter Pfeiler strebt jählings der Grat in die Höhe. Keine Stufe mildert die herrische Gebärde des Aufschwungs. Ein wenig links von der Linie des Grates düstert der graue Schlund, wie eine senkrechte Falte des Zornes in die Stirn des Pfeilers gerissen.

Über steilen, morschen Schiefer querten wir nach links hinüber, um auf schmaler Rippe zu rasten. Der Kampf versprach hart zu werden. Schutt und Schrofen wiesen den Weg zum Fuß des Kamins. Pickel und Rucksack wurden geborgen. Dann verschwand ich zwischen den Wänden.

Die ersten Meter lockte eine natürliche Leiter, in den Grund des Kamines gehauen, zur Höhe. Ein flüchtiger Gedanke an das, was folgte, weckt mir noch heute die Lust des Kletterns in Hand und Fuß. Bald ging es zwischen den Wänden spreizend empor, den Grund des Schachtes vor Augen, die Leere zwischen den Schuhen. Dann spannte der Überhang eines kleinen Blockes die Muskeln der Arme an, oder der Rücken schob sich, von den Füßen gegen die Wand gepreßt, langsam empor. „Ramoner" heißt diese Art zu klettern, ein Wort, das uns leider fehlt.

Es gibt kaum eine Stellung in steilem Fels, die so das Gefühl der Sicherheit weckt und zugleich den unkundigen Zuschauer ängstlich stimmt wie diese: Mit Schultern und Sohlen verstemmt, die wagerechte Brücke zu bilden von Wand zu Wand. Man fühlt die Lust, etwas Tolles zu treiben: nach der Uhr zu sehen oder die Pfeife zu stopfen.

Zu früh fast kam mir der Ruf, unser langes Seil sei zu Ende. In tiefer, sicherer Nische fanden wir uns wieder. Noch einmal dasselbe Spiel — wir standen unter dem Block. Ein Platzregen hätte kommen können: wir wären trocken geblieben. So schob sich das Dach des glatten massigen Felsens weit über unsere Köpfe hinaus. Eine schmale unterbrochene Leiste führte nach rechts in die überhangende Wand des Kamins. Spärliche kleine Griffe wiesen zur Höhe. Diesen luftigen Pfad umflatterte scheu meine einzige Hoffnung. Zweimal schob ich mich unter dem Block hinaus — zweimal wich ich geschlagen zurück.

„Was nun?" — „Wieder hinunter!" — Ich klapperte nervös mit den Nägeln am Fels. Aber es kam kein rettender Engel vom Himmel, der den treuen Hanf dort oben verankert hätte. Schweigend sperrte der riesige Erker den Weg. Wir sahen uns gedankenvoll an und wechselten zwecklose Worte. So verging die kostbare Zeit. Ich glaubte noch nicht an die Niederlage. Des Bergsteigers Können ist ein wechselndes Gut: Eine Stunde später gelingt, was eben mißlang. An Kleinem hängt es: vielleicht nur dem leisen Peitschenschlag eines kecken Gedankens.

Endlich willigte ich ein, hinunterzugehen, wenn wir an anderer Stelle noch einmal versuchten. Knirschend fuhren die Nägel über die nun bekannten Wände hinab. Die Rucksäcke baumelten träge nach. Ärgerlich klirrten die pendelnden Pickel am Fels. Dann saßen wir wieder am Fuß des Kamins. Fast drei Stunden waren verloren.

Später erfuhr ich von Pierre-Louis Délez, wie er den Block bezwang: Vom Beginn der Leiste, die ich verfolgte, warf er sich gegen die andre Wand und führte die linke Hand flach in den Riß zwischen Block und Wand.

Die geballte Faust ersetzte den fehlenden Griff. Dann ließen die Füße los: der Rückzug war abgeschnitten. Zwei Dinge standen zur Wahl: der Sturz in die Tiefe oder die freie Zugstemme an der einen, verklemmten Faust. Dem Mut der Verzweiflung gelang das letzte.

Diese Erzählung versöhnte mich ganz mit unserem Mißgeschick. —

Nur wenige Schritte brauchten wir südwärts zu gehen, um einen zweiten kleineren Kamin zu finden, der die Stirn des Pfeilers nahe seiner linken Begrenzungskante durchschnitt. Schutt führte zwischen die Wände hinein. Dann spreizte ich hastig über eine Steilstufe weg, um 25 Mtr. höher eine schmale Schulter der linken Begrenzungsmauer zu erreichen. Ich schaute hinab in das Couloir Coquoz, durch das vereinzelte Steine sprangen. Vor mir wies ein kühner Pfeiler mit schmaler lotrechter Kante zur Höhe des ersehnten Abbruches hinauf: ein Gegenstück zu dem Délezkamin. Auf drei Seiten umschließt den Kletterer dort der schützende Fels. Hier lehnt eine luftige Leiter am Berge, dreifach von lauernder Tiefe umgeben. Viele der lockenden Sprossen sind morsch und weichen dem prüfenden Fuß. Die Griffe erlauben zumeist nur, flach die Hände daraufzulegen. Verlangt der Block im Kamin die eiserne Faust eines Bauern, so fordert der schlanke Strebepfeiler sicheren Kopf und ruhiges Auge. Geringere Schwierigkeit steht gegen äußerste Exposition.

Der Tausch war mir recht. Trotz aller geheimen Reize einer langen Reihe Kamine sind doch die freien Wände und Grate die schönsten Wege am Berge. Das Auge mißt ständig die wachsende Tiefe und schwindende Höhe. Es ist ein offenerer Kampf, in sonnenbeschienener Flanke zu klettern, als durch die klaffenden Wunden des Berges nach oben zu streben.

Fast 30 Mtr. Seil hingen unter mir, ehe ich den ersten Stand, eine kleine Kanzel, erreichte. Schwierig und zeitraubend war dieser Weg, der die äußerste Vorsicht verlangte. Das Schwerste war damit getan. Noch einmal rollte das Seil sich nahezu auf, dann verließ ich den Pfeiler nach rechts, um ein breites Band zu betreten. Im Zickzack eilten wir aufwärts einem kleinen Kamine zu. Unter einer schwebenden Platte hindurch führte der Schacht auf die Höhe des Grates.

Nun folgte ein endloses Klimmen von Turm zu Turm über leichtere Felsen, die der schmelzende Neuschnee schwarz übertünchte. Die Spannung hatte sich freundlich gelöst, der Sieg war uns sicher. In solcher Gewißheit ersehnt man den Gipfel —: Was klettern wir noch die weiß überzuckerten Stufen hinauf in die Wolken hinein, die bald die glitzernden Flocken aus grauem Gewande schütteln. Wozu? Der Gang hat den Sinn verloren für den, der den dritten Abbruch bezwang. Dort müßte der Steinmann stehen. Es erscheint fast als eine lästige Pflicht, über alle die vielen Zacken zu turnen. — Je höher wir kamen, um so tiefer wurde der triefende Schnee. Einmal lehnte ich querend die linke Hand an den Fels und schlug mit der rechten Stufen in den morschen Schiefergrund durch die weiße Decke hindurch.

Der Abend kam und die Flocken fielen. Trauerschleier umspielten den Fels. Ich aber fühlte von Neuem die Lust, dem Wege zur Höhe zu folgen. Die langsam erwachende Nacht breitete wieder mit dunklen Händen den Zauber des Rätsels über die Zacken. Es war nicht mehr der berühmte Grat, den Wenige vor uns begingen — es war eine gespenstische Mauer, umbrandet vom Grau der Wolken und dem Schaum des silbernen Schnees. Gleichgültig wohin. Hinaus aus der Welt, hinein in

das Abenteuer, bis endlich die Hände den Steinmann des Gipfels halten, während die lechzende Seele noch vom Rande der äußersten Klippe die suchenden Augen versenkt in die grundlose Tiefe der wogenden Nacht. —

* * *

Die Berge sind fern, und die Sehnsucht erhebt ihre Stimme. Im grauen Rahmen der Häuser schauen Wolken, vom Winde getürmt, wie aus anderer Welt in das laute und leere Getriebe der Stadt. Mit Purpur durchtränkt sie die scheidende Sonne. So leuchtet der Firn des Hochgebirges an seltenen Sommertagen. Da greift meine wachgerufene Phantasie nach wirklichen Bildern, die ich von mancher Bergfahrt heimgebracht habe, um der Erinnerung an ferne Stunden zu dienen. Doch ich lege sie leise beiseite, nachdem ich wenige Blätter gewendet: Das ist es nicht, was deine Sehnsucht sucht. Nicht die schön geschwungenen Linien des Weißhorns und das lange Silberdach des Lyskammes, nicht die trotzig vorgeschobene Stirn des Matterhorns, oder die ewige Ruhe des Montblanc. Oder nicht dies allein. Nicht allein der äußeren Schönheit Schau ist es, was dich an die Berge fesselt, sondern die Schönheit, welche der Tau des Erlebens aus unserer eigenen Seele blühen läßt.

Hineinhalten wollen wir uns selber in den dunklen Strom des Abenteuers, wie man eine Äolsharfe hineinhält in den Wind, ohne zu wissen, von wannen er kommen wird und ob er mit weichen oder harten Händen in ihre Saiten greifen wird.

Wir wollen Tage haben, von denen wir am Morgen den Lohn des Abends nicht kennen. Wir wollen hineinschreiten in das Unbekannte, das uns die Gefäße, die des

alltäglichen Wassers überdrüssig sind, mit neuem Weine füllt.

Und es gibt Menschen, denen das Gleichmaß einer Reihe von Tagen wie eine Krankheit an der Seele zehrt, von Tagen, die sich mit nichts Anderem füllen als mit Wirken und Müdewerden, die nichts weiter enthalten, als daß die Arbeit einen schlecht und recht behauenen Stein zu den vielen anderen fügt, die einander alle gleichen.

Und wer im Schoße der Berge seiner Seele eine solche Quelle unerschöpflichen Erlebens weiß, daß er sich gläubig tragen läßt von den Fluten des immer neuen Abenteuers wie ein Samenstäubchen im Wind, der wird ihnen nicht fremd werden, auch wenn der Sturm um ihre Zacken tost und wirbelnder Schnee die Ritzen der Felsen mit weißem Staube füllt . . .

* * *

So schließt sich der Ring meiner Fahrten vom Buet bis zur Tour Sallière. Vielleicht werde ich diese Berge nicht wiedersehen. Das Abenteuer, das ich hier aus allen Winkeln gescheucht, wohnt auf anderen Zinnen in anderem Kleide. Neue Tage wollen neue Taten. Und es ist der Sehnsucht letzter Sinn: zu suchen an allen Orten und niemals das Letzte, das Höchste zu finden. Was bleibt uns schließlich als greifbare Beute: Ein gebräumter Pickel, ein zerschabtes Seil; die Melancholie eines Sonnenunterganges und ein Gefühl, das nicht die Form des Gedankens fand.

Wir preisen die Erinnerung als bleibenden Gewinn einer Fahrt in die Berge. Doch die Erinnerung ist wandelbar wie die Wolken. Morgen erzähle ich anders von dem, was ich heute erlebt. — Nach dem flüchtigen Sieg

über die Höhen winkt eines andern Sieges Frucht: Einzufangen im Spiegel des Wortes die bunten Tage, welche gewesen. Ein wenig Licht nur und ein wenig Schatten zu retten vor dem Fuße der Vergessenheit, die mit blinden Augen über alles Leben schreitet. Das kleinste Gelingen ist großer Lohn für unsere Taten mit Bergschuh und Beil.

Bitte

Iſt es einſt das letzte Mal,
Daß ich eure Höhen ſchaue,
Mich aus grünem Alpental
Steigend Fels und Firn vertraue;

Und ihr fühlt, daß meine Kraft
Nicht mehr meiner Jugend gleiche,
Wo mich Höhenleidenſchaft
Trieb in unbetretne Reiche —

Heut in euer Herz hinein
Leg ich ſchon die einzige Bitte:
Lockert leiſe einen Stein
Unter ahnungsloſem Tritte!

Öffnet euern eiſigen Arm,
Laßt mich ſtürzen, laßt mich fallen!
Bettet meine Seele warm
In den weißen Tempelhallen . . .

Drei Fahrten im Wallis

Allein auf die Weißmies
Eine Nacht am Obergabelhorn
Die Dentblanche

Allein auf die Weißmies, 4031 Mtr.
(1907)

Glühend brannte die Mittagssonne auf mich herab. Braun hob sich meine verwetterte Joppe von dem Grün des tiefen Grases ab. Das Wiegen der Halme in dem kaum merklichen Hauch des Windes raunte mir Träume.

Träume von engen, grauen Straßen in trübgelbem Laternenschein der Nacht und von Augen, die groß und offen in eine unbekannte Weite schauten. Da weckte mich ein Puff — —. Ich scheuchte den Schlaf aus den Gliedern und hob mich mit einer staunenden Bewegung auf: Erschreckt flohen zwei blonde Kinderköpfe einem Hause zu. Unzählige Heuschrecken sprangen mit langem Satze in ihrer Heimat grünes Meer. — Ein kurzes Besinnen: Vor mir ein paar verkümmerte Gletscher und Fels, der Ansätze zu Hochgebirgsbildung macht: die Ausläufer, die das Oberland ins Wallis sendet. Rechts hinter mir die gähnende Öffnung des Simplontunnels, und dazwischen in brütender Sonne Ährenfelder, Wiesen und einzelne Baumgruppen: das Rhonetal. —

Ich springe auf und schreite, leise vor mich hinsummend, der kleinen Stadt Brig zu. Jeder Muskel, jeder Nerv in mir fühlt: die Kur hat geholfen! — Zwei Tage war ich so durch die Felder geschlendert und hatte mich stundenlang an Wiesenrainen, am Straßengraben, an Stoppelfeldern, wo mich gerade eine unerträgliche Mattigkeit überraschte, von der Sonne braten lassen. Eine

Gesellschaft von Geologen, die den Simplon abhämmerte, hatte ich verlassen müssen, weil ich in Ermanglung von Besserem droben im Binnental Schinken verzehrt hatte, der schöne Ansätze machte, „fossil" zu werden. Drei Tage trug ich die Folgen — nun hatte die tropische Sonne des breiten Tals alle Gifte getötet. Da überlegte ich, wie ich mich wieder mit den Herren vereinen könnte, die irgendwo auf der italienischen Seite des Passes waren. Nach dem Fahrtenplane trafen sie am Abend des übernächsten Tages in Iselle ein. Sollte ich mit dem nächsten Zuge durch den Tunnel fahren und auf der anderen Seite ihrer Ankunft harren? Mit der Gesundheit war mein Tatendrang mächtig erwacht und ließ keinen verlorenen Tag zu. Und da fiel es mir ein: Nicht durch den Berg, über den Berg! — Über den Paß? — Nein. Ich kannte die schöne, aber endlose Straße. Da suchte ich auf der Karte nach Fels und Eis. Sofort haftete mein Auge auf der gewaltigen Hochgebirgskette, welche die Simplonstraße vom Saastale trennt, deren bekannteste Gipfel Fletschhorn, Portjengrat und zwischen beiden der höchste Berg des Massivs, die 4031 Mtr. hohe Weißmies sind. Da war ja, was ich brauchte! — Doch der Himmel überzog sich mit warnendem Grau. Außerdem fehlte mir jede Kenntnis der alpinen Litteratur über dieses Gebiet, da ich nicht damit gerechnet hatte, in diesem Sommer diese Berge zu besuchen. Nur dunkel erinnerte ich mich, daß der gewöhnliche Weg vom „Hotel Weißmies" im Saastal ausgehe und daß der Gipfel auch über den Südgrat erreicht werden könne, der zum Zwischbergenpaß hinabführt, welcher Almagell im Saastal mit Gondo an der Simplonstraße verbindet. Über die Schwierigkeiten dieses Grates und des Übergangs war mir nichts bekannt. —

Längst war die Sonne hinter Wolken verschwunden, die sich schwarz und schwer das Rhonetal hereinwälzten, und schwer legten sie sich auf meine Zweifel. — Noch blieben mir 15 Minuten zum Zuge nach Visp. Da drang der Reiz des Unbekannten, des Ungewissen, mächtig auf mich ein: Ein unbekanntes Tal hinauf, auf einen unbekannten Berg und jenseits hinab in ein unbekanntes Land, wo selbst meine Karte schwieg . . .

Und es schien mir, als müßte jeder neue Schritt in das Abenteuer hinein ein neuer Schritt in unbekannte Tiefen meiner Seele sein . . . — Noch 10 Min. zum Zuge, noch 8 Min. Da warf ich den Rucksack auf, ergriff den Pickel und schritt aus der Hoteltür hinaus, hinein in zwei reiche Tage, die Ungeschautes in lockenden Händen trugen.

Jeder Zweifel war gewichen, und helle Freude lag auf meinen Zügen. Die Nägel meiner Schuhe knirschten auf dem holprigen Pflaster und die Steigeisen auf dem Rucksack klirrten leise den Takt dazu. —

Als ich in der Eisenbahn saß, schlug Regen an die Scheiben, und graue Wolken klebten rings an den Bergen. Und es regnete, als ich an der rauschenden Visp hinauffuhr nach Stalden. Hier teilt sich das Tal: Rechts arbeitet sich die Eisenbahn am Zahnstrange nach Zermatt hinauf, links führt ein Maultierweg nach Saas. Ihn stieg ich empor, in den Regen hinein. Fast hingen die Wolken bis auf die Straße herab, aber meine Stimmung blieb ungetrübt. Sturm und Hagelschlag hätten mich nicht vertrieben. Schon lagen die Häuser von Eisten hinter mir, der Heimat des besten Führers der Schweiz. Wie verlassen standen die Hütten, und das Wasser strömte von den Dächern. — Hinauf, hinauf, dem wolkenverhüllten Reiche des Firns entgegen!

Noch am Spätnachmittag betrat ich das „Hotel Portjengrat" in Almagell zu kurzer Rast. — Als ich dem Wirte, der mich nach meinem Ziele fragte, die Weißmies nannte, meinte er nur: „Allein?!" und versteckte seine weiteren Gedanken hinter einem kurzen Lachen. —

Mit raschen Schritten stieg ich die rechte Talseite empor, und eine kleine Stunde später lagen vor mir im Abenddämmer die ärmlichen Steinhütten der Almageller Alp. Triefend vor Nässe bat ich um Einlaß. Freundlich wurde ich aufgenommen, aber meine Pläne nahm man auch hier nicht ernst.

Eine der Hütten ist für Touristen hergerichtet. In eine der anderen hatten sich schon meine einfachen Gastgeber zurückgezogen. So saß ich allein bei der flackernden Kerze und schaute durch die offene Tür sinnend in den Regen. Langsam zog der Rauch meiner Zigarre hinaus und verwehte in der schwarzen Nacht. Dunkle Gedanken trieb mir das trostlose Wetter herein. — Was würde morgen werden? Zu all dem Ungewissen legten die Wolken ihre graue Stimme hinzu. —

Wir, die wir nicht allein die Schönheit in den Bergen wollen, sondern auch den Kampf, oder durch den Kampf die Schönheit, die aus unserer eigenen Seele kommt — wir sehen es klar und ruhig, daß ein Zufall uns einmal aus Siegern zu Besiegten machen kann. Nur wer dies nicht sehen will, spielt leichtsinnig mit dem Leben. Wer das Spiel klar überschaut und trotzdem „ja" zu dem Spiele sagt, den soll man nicht schelten. Und es gibt Gewinne, die des höchsten Einsatzes wert sind. —

Und doch lagen Abend, Einsamkeit und Regen schwer auf meiner Seele. — Was wird morgen? — Ich wußte nur, ich würde gehen. Ich weiß nicht, wie lange ich

so in Träumen saß; ich merkte nicht, wie das Licht herunterbrannte und längst die Nacht pechschwarz durch die Tür hereinsah. Meine Gedanken eilten durch Jahre in Augenblicken. Sie irrten aus den Bergen durch große Städte und wieder in die Berge und tranken Leben aus den Spuren, die meine Schritte dort einst hinterlassen.

Da fuhr ich auf — : Ein schwarzer, gehörnter Kopf mit triefendem Barte tauchte aus der Nacht in meines Lichtes fahlen Schein. — Lachend stampfte ich mit dem Nagelschuh auf — und ein Ziegenbock verschwand blitzartig, wie er gekommen. Dann legte ich mich nieder zu kurzer Ruhe.

Wer in den Bergen schon einmal über einem Ziegenstall genächtigt hat, weiß, was die Nacht mir bescherte: Ein beständiges Meckern und Klingeln von unten und ein lustiges Trampeln von oben her. Einige der Tiere führten unermüdlich nächtliche Tänze auf dem Dache aus. Das Wecken, das die Alpbewohner trotz ihres Versprechens unterließen, besorgten die Ziegen um so gründlicher.

Als ich um halb 4 Uhr die Tür öffnete, riß der Sturm sie mir aus der Hand und schlug sie an die Mauer. Der Wind zerrte an den Dächern und letzte Wolken flüchteten vor ihm her. Klar wölbte sich der Himmel im Sternenlicht. — Da trommelte ich meine Leute heraus, die sich mit dem Sturme entschuldigten, und wartete ungeduldig auf das angekündigte Frühstück.

Längst war es Tag, als ich die Hänge zur Linken über steilen, felsdurchsetzten Rasen emporstieg. Von Eis dick überglastes Edelweiß lockte mich hin und her, bis ich einen windzerfetzten Strauß, den ich zwei Jahre zuvor an den Drei Zinnen fand, durch einen neuen ersetzt hatte.

Langsam stieg ich weiter. Eine Rast unter dem Zwischbergenpaß kürzten mir Kälte und Sturm. Um Grat und Gipfel der Weißmies wehte eine letzte zähe Wolke. Ohne Schwierigkeit über Schutt und Schneeflecken ansteigend, erreichte ich die Paßhöhe und blickte über eine Steilwand hinab auf den Gemeinalpgletscher.

Da warf ich mich im Sonnenschein zwischen die Blöcke und vergaß fast in wunschlosem Schauen nach den neuschneeblitzenden Wänden der Mischabel meines Tages Ziel. —

Der Südgrat der Weißmies ist in seinem unteren Teile ein breiter Firnrücken, den eine Felskante westlich begrenzt, welche nach dieser Seite jäh in die Tiefe bricht. Erst stieg ich mühsam Stufen tretend, den Firnhang hinauf. Doch bald wurde mir dies zu eintönig. So querte ich denn zu der Felskante hinüber, die mich in treppengleich gestuftem Gestein rasch zur Höhe führte. Kleine, harte Eiszungen, die wenige Meter tiefer über der Westwand des Grates ins Leere mündeten, unterbrachen den Fels. Dreimal schlug ich kurze Stufenreihen über dem Abgrund. Die Schollen, die mein Pickel löste, schossen surrend in die Luft hinaus und zersplitterten lautlos tief unten auf dem Geröll.

Steiler bäumt sich der Grat, aber der Fels bleibt fest und gut. Auch die letzte Wolke hatte der Wind verweht. Es war eine unsägliche Freude, hinaufzuklimmen Zug um Zug an dieser Leiter, hoch über den tiefen Tälern, in die helle Sonne hinein, allein in dieser weißen Welt... Nur der Sturm faßte mich arg, und oft wich ich ihm nach Möglichkeit in die Gratflanke aus. Da hörte ich über mir das charakteristische Klingen eines Pickels, der an den Fels schlägt. Aus tausend Geräuschen heraus erkennt man im Hochgebirge diesen Laut, der den Stimmen

der Berge so fremd ist. Nun sah ich über mir eine Gestalt, dann noch eine und noch eine, durch das Seil verbunden. Sie waren im Abstieg begriffen. Ich wartete und ließ sie vorbei. Dabei mußte ich dreimal die Frage beantworten, ob ich wirklich „ganz allein" sei. Eine Zeitlang schaute ich ihnen noch zu, wie sie langsam mit schwierigen Seilmanövern die leichten Felsen hinabkletterten; wie sie links auf den Firnhang bogen und talwärts abfuhren. Hierbei nahm der willenlose Leib des Turisten zwischen seinen Führern nacheinander alle zwischen Stehen und Liegen denkbaren Stellungen ein. Dann kletterte ich mit dem beruhigenden Gefühle weiter, allein viel sicherer zu sein als die beiden da unten mit ihrer am Seil befestigten „objektiven Gefahr".

Noch ein paar Steilstufen stellte mir der Grat entgegen — sie waren schnell überwunden und ich trat hinaus in das helle Licht des Vorgipfels. Der Sturm heulte und pfiff in den letzten Zacken: eine Firnkante lief hinauf zu dem Schneedom des Gipfels. Hier legte ich den Rucksack ab, und nur mit dem Pickel bewaffnet trat ich den Gang zum Ziele an. Im unteren Teile waren die Stufen der abgestiegenen Partie noch brauchbar. Den Körper dem Winde entgegenneigend, stieg ich vorsichtig empor. Dann kam der Stumpf einer kurzen Wächte, die ehedem weit über den jähen Eisspiegel der Ostflanke hinausgehangen haben mußte. Westlich unter der Abbruchslinie liefen die in der Mittagssonne gänzlich ausgeschmolzenen Stufen. „Ohne Steigeisen kannst du hier nicht mehr gehen", durchzuckt mich ein Gedanke; und wie das Gehirn in außergewöhnlichen Lagen oft rätselhafte Wege geht, schloß ich weiter: „Also mußt du über die Wächte gehen." — Warum ich die Stufen nicht mit wenigen Pickelhieben brauchbar machte? — Ich weiß

es heute noch nicht. Körper und Geist arbeiteten blindlings nach dem einen Ziele hin, dem Gipfel.
So betrat ich die Wächte, die Eisaxt als Anker im Falle der Not fest in den Fäusten. Unwillkürlich zählte ich meine katzenartig weichen Schritte über dem trügerischen Gebilde: . . . vier — fünf — sechs — — doch mit dem siebenten Schritte betrat ich aufatmend den schmalen, nun wieder sicheren Grat. Langsam nur ging es empor: An den eingerammten Pickel geklammert, wehrte ich mich, auf der fußbreiten Firnkante stehend, gegen die jähen Stöße des Sturms. Hielt er einen Augenblick den Atem an, so überlisteten ihn meine raschen Schritte zur Höhe, und noch ehe er seinen Angriff erneuerte, fuhr die Eisaxt wieder tief in den Firn.
Breit lief der Schneegrat aus und unbekümmert um den Feind stieg ich den letzten Hang empor.
Zwischen Simplon und Saas lag Alles unter mir. Von drüben her drohten in wunderbarer Pracht kristallüberschüttet die Wände der Mischabel herein. Das hundertmal geschaute Bild der Walliser Berge ergriff mich von Neuem. Dazu schenkte mir der Sturm einen unerwarteten Anblick: In winterlicher Klarheit verloren sich die Berge Italiens in die Ebene des Po. Nicht nur den Lago Maggiore sah ich und den Lago di Como, tief in dunkelgrüne Höhen gebettet, ich sah auch das Spiel der Wellen auf dem blauen Spiegel des Wassers.
Dann trieb mich die Kälte zurück. Bei meinem Rucksack erst, im Schutze der Felsen des Vorgipfels, erlaubte der Wind mir längere Rast. Lange noch kauerte ich dort, wo die Einsamkeit mit ewigem Winter wohnt, und sprach mit ihr all die klanglosen Worte, die selbst die Anwesenheit des besten Freundes zerbricht. Alles, worauf sonst der Lärm der Tage und der Täler lastet, schlägt

hier leise die Augen auf und findet schüchterne Worte; Alles, was wir ewig einsam durch das Leben tragen, worin Schmerz und Glück mit letzten Wurzeln wohnen. —

So schnell wie möglich kletterte ich den Felsgrat zurück, denn es war Nachmittag geworden. Etwas zu früh suchte ich den Abstieg über die linke Flanke zu erzwingen, was mich auf wenige Meter aus dem leichten Fels in steiles, brüchiges Gestein brachte. Dann stemmte ich den Pickel ein und fuhr in kurzen Minuten stehend zu Tal, eine Strecke, die im Aufstieg wohl eine gute Stunde kostet. Auf diese Weise vermied ich auch den Umweg über den Zwischbergenpaß und betrat wenig später tief unter der Paßhöhe den Gemeinalpgletscher. Die wenigen Klüfte gestatteten raschen Gang. Die meisten übersetzte ich mit langem Schritte. Der Kamm einer endlosen Seitenmoräne führte mich aus dem Bereich des Firns in eines der ödesten Täler, die ich je gesehen. Grobes Geröll hat der Gletscher wie einen grauen Strom in das obere Tal geschüttet. Geröll geleitet den Wanderer stundenweit nach unten. Nur selten wird es von kargen Weiden unterbrochen, und auch da schauen graue Felszacken mit offenen Händen herein, bereit, das letzte Grün mit totem Gestein zu überschütten. Keinen Menschen traf ich. Nur ein paarmal stieß ich auf ärmliche verlassene Steinhütten. Scheu windet sich die oft kaum kenntliche Spur durch die Einöde. Längst sahen die Sterne in das Tal herein, welches die Schatten des Dunkels erfüllten. Stunde um Stunde eilte ich hinab. Meine Schuhe knirschten auf dem steinigen Boden, und manchmal klang leise mein Pickel an den Fels. Sonst Stille der Nacht.

Wann würde ich auf die Simplonstraße stoßen? —

Ich wußte es nicht. Den Rand meiner Karte hatte ich längst überschritten. Nur einmal warf ich mich auf spärliches Grün neben einen Bach. Dann tauchte ein Kruzifix aus dem Dunkel. Nun mußte ich bald zu Menschen kommen. Die Spur verlief in einen breiteren Weg. An schlummernden Bauernhäusern kam ich vorüber, die Talhänge traten auseinander, und Wald nahm mich auf. Noch immer nichts von der Straße. Um den Weg zu kürzen, lief ich gerade durch den Wald hinunter. Dabei rutschte ich im Dunkel ein paar Meter über eine Steilstufe hinab und verfolgte, vor mich hin schimpfend, wieder den Weg. Endlich, endlich sah ich unter mir ein bekanntes Bild, im Mondschein märchenhaft verschönt: Wie ein Raubritternest mit klotzigen Türmen, Brücken und blinkenden Dächern lag dort ein Dorf: Gondo und die Simplonstraße! —

Es war kurz vor Mitternacht, als mich der Zollwächter durch das schlafende Dorf zu dem einzigen Gasthause wies. Er bedeutete mich in einem seltsamen Gemisch aus Italienisch und Deutsch, an ein Fenster zu klopfen, hinter dem der Wirt schlafe. Doch dies Fenster lag im ersten Stock. Aber die Not macht erfinderisch. Mit Hilfe des biederen Mannes türmte ich einen Tisch und zwei Stühle aufeinander, erstieg den wackligen Bau und trommelte mit dem Pickel unermüdlich an die Scheiben: Ein Lied der Hoffnung für mich, dem schlafenden Wirt zu Leide.

Wenig später schloß sich um Gondo wieder die Stille der Nacht.

Eine Nacht am Obergabelhorn, 4073 Mtr.

(1907)

Zermatt. Leise rieselnder Regen. Wie ausgestorben ist das Dorf. Den Wenigen, die aus den letzten Augusttagen ihre Hoffnung auf gutes Wetter in den September hineingetragen haben, schlägt es naß entgegen, so oft Einer, den Himmel prüfend, vor die Tür tritt. Verlassen liegt die Straße. Das eintönige Plätschern der Wasserstrahlen aus den Dachrinnen füllt die Stille. Rings nur Wolken und Nebel, in deren Grau alle Kontraste erstorben sind.

Wo ist das Zermatt der Mondscheinsommerabende geblieben, das Knistern der Seide neben dem Klappen der stahlbeschlagenen Schuhe, schwimmend in rauschender Musik; der im Bogenlicht phantastisch beleuchtete Kampf der Riesenhotels gegen die zäh sich wehrenden Holzhütten mit ihren verräucherten Balken. Und über dem Allem, schwarz aus dem blausilbernen Himmel heraustretend die große Sphinx, um die sich das vielsprachige Treiben dreht: das Matterhorn, in dem eines übermenschlichen Bildners Kraft zu ewiger Ruhe erstarrt ist . . .? — Wie ein gewaltiger Strom sind die Wolken von den Höhen geflossen, Alles mit ihrem Grau überflutend, was die Menschen im bunten Spiel der Kontraste zusammengestellt.

Drei Sonnentage und drei Viertausender — dann ein Rasttag und drei Regentage. Nun sitzen wir untätig

den vierten Tag unter der Veranda der „Confiserie". Meine Ungeduld ist aufs höchste gestiegen. Eben kehre ich von einer „Wetterexpedition" zurück, habe festgestellt, daß es noch mehr gießt als zuvor, und verkünde: „In einer Stunde gehe ich aufs Trifthaus". — „Viel Vergnügen", tönt es zurück, und mit größter Ruhe schiebt mein Gefährte ein neues Stück Kuchen in den Mund. Daß mein Ausspruch so wenig ernst genommen wird, empört mich aufs tiefste, und fast feindlich fahre ich fort: „und morgen mindestens auf die Wellenkuppe!" Hierdurch erzwinge ich die zweihundertste Diskussion über das Wetter. Und wirklich, während ich wider mein Gewissen behaupte, es kläre sich auf, guckt ein kleines, ganz kleines Stückchen blauen Himmels durch das Grau. Und dieses kleine Blau fällt wie Tau auf unsere Tatkraft und vertreibt den ärgsten Feind des Bergsteigers: das zögernde Wägen und schwankende Überlegen. Wie junge Saat blüht aus unserer Seele der Entschluß: Wir gehen! — Zindler vertilgt noch so viele Kuchen, als es die kurze Frist erlaubt, dann schleppen wir unsere Rucksäcke langsam hinauf zur Trift. Noch einmal lacht uns der kleine blaue Teufel vom Himmel herunter an — dann zieht er sich höhnisch zurück: ich hab sie gefangen! Und nässend umwogt uns der Nebel . . . Graugelb rauscht unter uns der Bach. Da auf einmal: ein zerschründeter Gletscher, dahinter eine dreieckige, an der Spitze gekerbte Riesenwand, das Gabelhorn, und rechts hinten, schlank und düster, das Rothorn . . . Das ist der zweite trügerische Lockruf der Höhen. Wieder fällt der graue Vorhang, aber das Bild haftet verführend in unseren Herzen. —

Nur wenige Stunden habe ich unruhig geschlafen, da pocht es gegen 3 Uhr unbarmherzig an die Tür. Schon

keimt ein schwächlicher Gedanke an schlechtes Wetter wie Hoffnung in mir auf, ich würde weiterschlafen können, da höre ich die Wirtin wohlmeinend versichern, kein Wölkchen stehe am Himmel. Das war der dritte und lauteste Sirenenruf der Berge — und ahnungslos gingen wir in die Falle.

Warm weht es uns entgegen, als wir eine Stunde später ins Freie treten, aber klar wölbt sich der Sternenhimmel über uns. Die Laterne in der Hand, vornübergebeugt, folgen wir mit wachen Indianerinstinkten der spärlichen Spur, die zu den Moränenmassen emporleitet, die Trift- und Gabelhorngletscher vor sich hergeschoben haben. Bei einem kleinen See teilt sich die Trasse. Gabelhorn oder Rothorn? ist die Frage. Der Gedanke einer „Mugelei" auf die Wellenkuppe ist natürlich längst verächtlich beiseite geschoben. Gabelhorn: also links.

Bei Tagesgrauen nähern wir uns dem Einschnitt, der die Zungen der beiden Gletscher trennt. Hier halten wir längere Rast. Purtscheller spricht von einem Schneehang, über den er den Gabelhorngletscher gewonnen habe. Davon ist nichts zu sehen. Wären wir ein paar hundert Schritte südwärts gegangen, so hätten wir statt dessen einen harmlosen, etwas versteckten Geröllhang gefunden. Von unserem Standorte sehen wir nur glattgeschliffene, schlechte Felsen zur Linken und rechts daneben die steile Zunge des Triftgletschers. Um nicht durch Erkunden unnötig Zeit zu verlieren, mache ich den Vorschlag, über diese Zunge anzusteigen und dann nach links querend den Gabelhorngletscher zu gewinnen. Dies war ein Fehler, nur ein kleiner, der aber beim Abstieg einen zweiten nach sich zog, die uns vereint das Tor der Nacht vor den Augen zuschlugen, ehe wir das schirmende Trifthaus erreichten.

Mit meinen neuen Steigeisen klimme ich leicht das steile Eis empor und versichere mit dem Seil meinen Gefährten, der auf seinen abgeschliffenen Zinken mühsam nachbalanziert. Einige unvorhergesehene Klüfte verlängern den Quergang etwas, dann betreten wir den wenig geneigten Teil des Gabelhorngletschers über seiner Zunge. Eine kurze Obermoräne leitet uns in den Bereich des Firns; und während wir langsam unter den Hängen der Wellenkuppe emporsteigen, wehen die ersten Wolken grau über das Obergabeljoch. Scheinbar lotrecht und wie aus einem Guß wächst die Wand unseres Berges aus dem obersten Firnbecken heraus, aber je mehr wir uns nähern, um so mehr gliedert sie sich, und bald erkennt das Auge, das sich nicht täuschen lassen will: wenn uns eine Macht den Weg zum Gipfel wehrt, so sind es nicht die steil aufgetürmten Felsen — nur die Wetterwolken, die sich immer drohender durch die Lücke zwischen Matterhorn und Dentblanche zu uns hereinwälzen. Noch können wir umkehren. Auf dem Firn sitzend, der die graue Farbe des Himmels spiegelt, halten wir Rast und Rat. Wie wir weitersteigen, schreitet der Zweifel noch neben uns her.

Nun wird auch der Schnee schlecht. Bei jedem Schritte bis an die Kniee einbrechend, waten wir höchst mühsam den letzten steilen Hang hinauf, der zu den Felsen leitet. Da fallen die ersten Flocken. Wieder lauschen wir abwartend der Stimme des Wetters und schauen den Wolkenschwaden zu, die wie zerfetzte Lappen über den Zackengrat fliegen. Langsam steigen wir die leichten Stufen der unteren Wand empor, immer der Rippe folgend, die zum Vorgipfel leitet. Noch einmal lähmt die zur Umkehr mahnende Stimme die Tatkraft. Da: ein Knall, hart und scharf wie ein Pistolenschuß —

dumpf grollt es aus den Tälern zurück ... Aber schon haben wir die halbe Wand. Los und drauf!
Endlich der befreiende Entschluß! Knirschend beißen die Nägel ins Gestein, steiler und steiler bäumt sich der Fels, aber Alles ist fest, und die Schwierigkeit wider Erwarten gering. Die Flocken wirbeln uns ums Gesicht, naß schleift das Seil hinter mir her. Eine Wandstufe, noch eine — und wolkenumwogt stehe ich auf dem Vorgipfel.
Eine Firnschneide mit doppelseitig abgebrochenen Wächten leitet an die Felsen des Hauptgipfels. Vorsichtig balanziere ich bis in die Mitte, steige auf einen Felsvorsprung hinab und lasse den Freund nachkommen, der sofort meinen Platz einnimmt. Die zweite Seillänge führt mich wieder zum Fels. Nasses Gestein, wirbelnder Schnee — hinauf, nur hinauf! Vereint betreten wir den letzten aperen Block; nur die gewaltige Wächte, die den eigentlichen Gipfel bildet, überhöht uns noch. Fieberhaft reiße ich den Pickel durch den Firn und höhle eine kurze Stufentrasse in sicherem Terrain unter der Abbruchslinie. Dann noch drei Schritte hinauf — und mit einem tierischen Jubelschrei schlage ich dem besiegten Riesen die Eisart flach aufs Haupt ...
Wie eine Gigantenfaust droht einen Augenblick lang das Matterhorn durch einen Wolkenriß in unsere Siegesfreude herein. Eilends flüchten wir hinab. Wir hasten über die unsichere Firnschneide, dann klimmen wir mit äußerster Vorsicht, mein Gefährte zuletzt, über die durch den andauernden Schneefall glitschig gewordenen Felsen hinunter.
Zwei Stunden später betreten wir aufatmend den obersten Firn. Rasch halten wir eine stärkende Rast. Dann rennen wir in langen Sprüngen den zerschrün-

deten Gletscher hinab, um der nahen Dämmerung zuvorzukommen. Stier heftet sich mein Auge an den verschneiten Firn. Wir springen über halb offene Klüfte, winden uns durch verdeckte Spaltensysteme, und kurze Rufe nach rückwärts warnen den Freund. Da plötzlich durchzuckt mich blitzartig die Erkenntnis: mit dem nächsten Schritt trittst du durch die dünne Decke . . .

Aber der rasende Lauf ist nicht mehr zu hemmen: mein linker Fuß versinkt haltlos, auch der rechte, bis ans Knie, bis an die Hüften — — flach werfe ich mich auf den Schnee, eine Wälzbewegung nach rechts — ich rolle auf sicheres Terrain . . . Und weiter stürmen wir hinab, bis wir dem Firn entronnen sind . . .

Wir betreten das apere Eis; der fallende Schnee mischt sich mit Regen. Sollen wir wieder den Umweg über die Zunge des Triftgletschers nehmen? — Mein Gefährte schlägt vor, gerade über die Zunge des Gabelhorngletschers abzusteigen. Nur widerwillig tausche ich die Ungewißheit gegen den wohl sicher zum Ziele führenden Umweg ein. — Steiler und steiler neigt sich das Eis, und schwarz senkt sich die Nacht auf uns herab. Kaum erkenne ich noch die groben Blöcke, in denen die Zunge untertaucht. Einen Fuß in eine Ritze verklemmt, das Seil um den Arm geschlungen, achte ich scharf auf die schattenhaften Bewegungen des Freundes, wie er, jede Unebenheit benutzend, vorsichtig die hier wohl 50° geneigte Halde hinabsteigt. Da versagen seine abgenützten Eisen den Dienst, die Füße gleiten ihm weg, und pendelnd strafft sich das Seil . . . Dann höre ich dumpf den Schlag der Eisaxt aus dem Dunkel. Ich schätze ab: noch 100 Meter bis zum Geröll; das macht mindestens 300 Stufen. Sofort schreie ich hinunter: „Zurückkommen! Biwak!“

Langsam steigen wir wieder hinauf bis dorthin, wo der Gletscher nahezu eben wird. Regen und Schnee peitschen uns das Gesicht. Dunkel und Nebel reichen sich die Hand. Da sehen wir vor uns einen kleinen Geröllhaufen. „Hier!" meine ich. Apathisch werfen wir die Rucksäcke ab. Nach vieler Mühe gelingt es uns, Licht zu machen und die brennende Laterne am eingerammten Pickel aufzuhängen. Ich lege den Rock ab, um die Wolljacke anzuziehen — — dabei stoße ich an den Stock, und klappernd kollert die Laterne den Gletscher hinab in die bodenlose Nacht, wie in einen Keller . . . Das fehlte noch! Gleichgültigkeit wohnt in unseren Mienen und Händen. Gleichgültig mache ich den Freund aufmerksam, der eben mit den Eisen an den Füßen in das dünne Seidengewebe des Schlafsacks steigen will. Gleichgültig schnallt er sie ab. Dann kriechen wir jeder bis über den Kopf in die „Regenhaut" und legen uns hin: den Oberkörper auf die kantigen Steine, die Beine aufs Eis — und lauschen dem leisen Gang der schleichenden Stunden . . .

Und die erste kommt mit trübgrauem Gesicht und setzt sich neben uns. Regen und Schnee gießt sie über uns aus, und Nebel tanzen zu ihrem traurigen Gesang. Sie wartet und will nicht weichen. Und stürzt endlich ein gütiges Gesetz die Zögernde in den Abgrund der Zeit, so winkt sie zuvor der zweiten. Und die Schwester kommt wie die erste im naßgrauen Gewande und mit wirbelnden Schleiern aus Schnee. Und jede macht die winkende Bewegung zu neuer Qual. — Wer es nicht erlebt, der kennt nicht den langen, langsam schreitenden Zug: Wie sich eine nach der andern zu dir setzt und dich anstiert mit ihren grauen, trostlosen Augen, bis dein Mut klein geworden ist. Den ersten höhnst du wohl noch ins Gesicht: „aber den Berg hab ich doch!" — Wenn aber

die letzten nach Mitternacht kommen, die schlimmsten der Schwestern, die zweite, die dritte, die vierte! Sie schweben nicht leise auf Schneeflocken und Nebel zu dir herab: Auf den rauschenden Flügeln des Windes kommen die Geister der Kälte, und heimlich kriechen sie auf von der Nässe gebahnten Pfaden durch Kleider und Schuhe. Es ist nicht die nur leicht in die Haut schneidende Kälte eines klaren Wintertages, die jeder kennt, — es ist ein schleichendes Etwas, dem du wehrlos preisgegeben bist, das sich langsam, aber zäh durch Haut und Fleisch bis ins Innerste der Knochen frißt. Und es macht deine Gedanken krank und deinen Willen schwach, und leise gelobst du dir: Nie wieder so, nie wieder! — — Bis dem Sieger die siegende Sonne ersteht! Da fliehen die Schatten in die Schluchten der Nacht zurück, die letzten Flocken tanzen in silbernem Licht, und die todesstarren Bäche schlagen die munteren Augen auf . . .

Da schütteln wir die Schwäche aus den Gliedern und machen uns zum Abstieg bereit. Aus den Schlafsäcken gießen wir das Wasser, das bei unserer schrägen Lage beständig von oben hereingesickert ist. Dann werfen wir die Rucksäcke auf, und nach wenigen Minuten haben wir den richtigen Weg über den Geröllhang gefunden.

In den warmen Strahlen der Sonne erhebt die alte Tatkraft das müde gesenkte Haupt. Abgefallen sind die grauen Schleier, die uns die nächtlichen Stunden ums Haupt gewunden.

Es wird nicht die letzte Freinacht im Eise sein. Schlimmere werden vielleicht folgen. Was tut's! Junger Samen fiel in unsere Seelen aus harten Händen der Qual. Jede der eisigen Flocken wird zum silbernen Stern am Himmel unserer Erinnerung. Und fände uns einmal der rettende Morgen erstarrt auf dem starren Firn:

Lieber am Weg zu den Höhen sterben als drunten im Staube der breiten Straßen!
Wir aber schreiten hinaus in den jungen erwachenden Tag.

* * *

Am nächsten Morgen bummelte ich, die Hände in den Hosentaschen, die Pfeife zwischen den Zähnen, stillvergnügt im Sonnenschein durch das regennasse Zermatt. Die Glocken klangen zum Sonntag. Da hörte ich hinter mir Alexander Burgeners Stimme: „Na, haben Sie diese Nacht besser geschlafen als die letzte?" Lachend stehe ich ihm Rede. Dann aber klopft er mir ernst auf die Schulter: „Sie sind noch jung, die Berge bleiben — aber die Menschen nicht!" — Das ist die schlichte Erfahrung seines langen Lebens in den Bergen. Und dankbar schüttelte ich dem Alten die Hand.

Die Dentblanche, 4364 Mtr.
(1910)

Das ist die Hingebung des Größten, daß es Wagnis ist und Gefahr, und um den Tod ein Würfelspielen.
Also sprach Zarathustra

Wir saßen auf dem schmalen Gipfel der Aiguille de la Za. Einzelne Hagelkörner klimperten auf den verstreuten Flaschenscherben. Schwer lagen die Nebel über dem Gletscherbecken. Zwischen den Bouquetins und dem Grand Cornier ein feuchtes wogendes Grau, in dem die Gipfel ertranken. Und Regenwolken über Arolla.
Ich schließe fröstelnd die Jacke und schaue suchend nach Osten. Dort muß sie sein. Und schon weichen die Wolken wie gepeitscht zurück und kriechen scheu um eines Berges gewaltiges Postament. Und höher, immer höher hebt sich herrisch eine silberne Spitze — unwahrscheinlich und märchenhaft: die Dentblanche.
Noch immer steht der vergangene Tag wie ein Traum nur in meiner Seele, zu groß und reich, um Wahrheit gewesen zu sein. Und ich sinne Einzelnem nach. Immer wirklicher wird, was ich noch nicht zu glauben wagte. Da fällt mein Auge auf eine feine Perlenschnur, welche die ganze Wand des Berges durchzieht, und dann auf den Pickel, der neben mir liegt. Da weiß ich auf einmal gewiß: wir standen gestern dort oben. — Und Alles wird

in mir wieder lebendig, was ich erlebte zwischen zwei Nächten. Da baue ich das traumhaft Verschwommene langsam mit Worten auf:

Pechschwarze Nacht in der Bertolhütte. Ich starre mit offenen Augen ins Dunkel. Da rasselt der Wecker: Ein Uhr. Auch Zindler ist wach. Schweigend erledigen wir die altgewohnten selbstverständlichen Hüttengeschäfte. Dann fragt der Hüttenwart nach unserem Ziel. Ich gebe eine ausweichende, unbestimmte Antwort. Da wird seine Frage dringender — für den Fall, daß etwas passiere. Da sage ich ihm wie ein Geheimnis leise das eine Wort: Dentblanche.

Zwei Uhr morgens: Eine Flut von silbernem Licht fällt durch die offene Tür herein. Lange Wellen von weißem Schnee wogen nach Osten. Gesättigt mit schwarzen Schatten lauern die Klüfte. Über dem Col d'Hérens steht drohend die Spitze des Matterhorns. Und links, durch endlose Firne von uns getrennt, das Ziel des Tages. Einen Augenblick lang vergesse ich über dem Bilde das Warnungszeichen, das uns die Berge senden: die warme, fast schwüle Luft, die uns entgegenschlägt. Kein Wölkchen steht am Himmel. Doch wir wissen beide genau: Wenn wir *vor* dem Wettersturz wieder hier bei der Hütte stehen, dann ist es gut.

Ahnungsvoll klettern wir die Felsen zum Gletscher hinab. Ich springe auf den Schnee — und richtig: bei jedem Schritt zerbricht die kaum zusammengefrorene Kruste. Der lange Weg bis zum Fuße des Berges scheint wie mit Fallen besät. Drei gute Schritte auf festem Boden, die wir mit hundert schlechten bezahlen müssen. So wühlen wir uns langsam durch den Firn. Wir versuchen es *neben* der Trasse, *auf* der Trasse — immer dasselbe Spiel: eine kurze Hoffnung und lange Enttäuschung.

Unter dem Col d'Hérens schwenken wir links. Hier erst erlaubt uns der Schnee ein schnelleres Tempo. Immer härter wird der Grund, immer eilender unsere Schritte. Endlich ritzen nur noch die Nägel den festen Firn. Eine riesige Kluft treibt uns vom Grate nach links hinunter. Dann krallen sich unsere Eisen eine steile, wächtengekrönte Firnwand hinauf. Durch einen Spalt schwingen wir uns auf den breiten Rücken, den Beginn eines felsigen Seitengrates, der zu P. 3714 führt. Drei Bollwerke müssen wir noch überschreiten, ehe wir am Fuße des einsamen Berges stehen. Ein Firngrat führt in die nächste Senke hinab und Felsen zu dem Gipfel hinauf, den die Karte 3729 nennt. Die Dentblanche duldet keinen Namen neben sich. Hier halten wir unsere einzige Rast. Ein dritter, mit riesiger Wächte gekrönter Gipfel (3912 Mtr.) liegt noch zwischen uns und dem Berge.

Die Erwartung läßt uns nicht Ruhe. Bald stehen wir neben dem Schneebalkone über der letzten Scharte. Jenseits hebt sich die schlanke Pyramide riesenhaft in den Morgenhimmel. Silberne Wellen von Licht umspielen die Wächten des Gipfelgrates. Rotbraune Felsen durchbrechen den gleißenden Schnee. Dicht vor uns reckt sich starr der Abbruch auf, der den Grat versperrt: ein stein- und eisgepanzerter Hüter am Eingang des Heiligtums. Links hebt sich ein rötlicher Finger schief aus der Plattenwand. Er weist den Weg zur Höhe.

Wir hatten beide viel von dem Plattenpanzer gelesen, dessen spärliche Griffe und Tritte hoch über der Tiefe des Ferpècle-Gletschers den Weg zum Gipfel vermitteln. Von einer Felswand sprechen alle Berichte, einer Firnwand stehen wir gegenüber. Doch läuft nicht dort eine alte Spur in den jähen Hang hinaus? Schon träumen wir von raschem, müheloſem Sieg, schon führen uns

ausgeschmolzene Stufen bis zu dem roten Turm — dort schrickt mein Fuß zurück. Das geübte Auge erkennt auf den ersten Blick: Nachmittags gehen hier die Lawinen. Wie weggewischt ist die alte Trasse. Eine gekräuselte Oberfläche von hartgefrorenem Schnee schießt jäh in die Tiefe, hebt sich zu schwindelnder Höhe. — An kalten Tagen mochte hier der Pickel leidlich sichere Wege bahnen. Die schwüle Luft und die brennende Sonne des heutigen (21. VIII. 1910) mußten in wenigen Stunden den schlummernden Tod erwecken. Das war gewiß!

Wir stehen sinnend am Rande der Wand. Noch liegt sie in tiefem Schatten bis hoch hinauf. Ich wiege die Eisart prüfend im Arm und wende mich rasch entschlossen um: „Wir kommen hinauf — ob wieder hinunter, weiß ich nicht." Das war eine Frage. Ich war entschlossen für mich allein, mein Gefährte mochte für sich entscheiden. Und er sagte ja. Ich hätte ihm jubelnd danken mögen, aber mir fuhr der Dank in die Faust: Mein Pickel rast in dem harten Grund. Unser Tun ist ein Wettrennen mit der Sonne, der Siegespreis unser Leben.

Die klare Erkenntnis gibt mir die Kraft. Stufe um Stufe, Seillänge um Seillänge. Schon längst nicht mehr fühle ich die Steilheit der Wand, schon längst nicht mehr sehe ich die Schollen, die in tollen Tänzen surrend ins Bodenlose fliegen. Um die scharrende Schaufel des Pickels sammelt sich all mein Wille. Stufe um Stufe: Eine jede zwingt den Gipfel mehr und mehr herab. Hin und wieder helfen uns zwischen zwei Lawinenzügen ein paar der dürftig erhaltenen Tritte. Dann kommt die Sonne über die Wand. Nach wenigen Minuten erweicht sie merklich den Schnee. Eine letzte zähe Zickzackspur zwingt uns den Gipfelgrat unter die Füße.

Ein schmaler, von steilen geschwungenen Wächten gekrönter Pfad mit flimmernder Luft zur Rechten und Linken. Nichts kann uns mehr halten. Jede zur Umkehr mahnende Stimme ist Altweibergeschwätz. „Dort ist der Gipfel" — nein: noch höher weist das silberne Dach in den Himmel hinein. Unsere Lungen atmen schwer. Nicht nachgeben! Nur jetzt nicht, nur einmal noch! — Dann stehen wir nebeneinander in schmalen Tritten am Rande der glitzernden Gipfelwächte, nur halb begreifend, daß ein Traum durch Tat zur Wahrheit wurde.

„Sieh dort: das Matterhorn und dort: Lyskamm und Monte Rosa." — „Ja, ja, was willst du noch hier oben?" Und schon peitscht uns die Angst um das Leben hinab.

Noch geht Alles gut. Tiefer und tiefer dringen wir durch die Wand hinab. Noch schläft die tückische Feindin, aber sie braucht sich nur leise zu regen, dann gleitet ihr weißes Gewand aus schwerem nassem Schnee. Wir schreiten mit Katzenfüßen über eine der seichten breiten Rinnen, welche die Wand durchziehen, wir erreichen das rettende Ufer — da zischt uns die Schlange nach: Eine rauschende Masse wälzt sich langsam, nun rasch, nun rasend den Berg hinab. Nicht denken! Weiter, nur weiter! — Noch einmal dasselbe: Wieder erreichen wir glücklich den andern Rand der Rinne: unsere letzten Schritte jagen den weißen Tod ins Tal . . . Schon sehen wir, Jubel im Herzen, den roten Turm. Wir stehen vor einer letzten Rinne: Die Stufen sind weg. Graues Eis grinst uns an. Die Lawine kam uns zuvor. Wütend schlage ich in die gläserne Schicht — mein Pickel prallt am Fels zurück. Zwei bis drei Zentimeter Eis, darunter Platten, wie Trottoirsteine glatt. Meine Kunst ist zu Ende. Ein Wagnis muß helfen. Ich meißle eine

Kerbe für die Fingerspitzen in das dünne Eis, eine andere für den Fuß, groß genug, um zwei Zacken der Steigeisen hineinzuhaken. Ich stehe nicht mehr, ich hänge an der Wand und hämmere mit der Pickelspitze zwei neue Kerben, und wieder zwei neue. — Wenn jetzt die Eisauflage bricht! — Nur ruhig: Die Berge tun dir ja nichts, die Berge lieben dich ja, die Berge werden dir auch diesmal gnädig sein . . . Schon schwillt der Eispanzer an, schon kann ich eine leidliche Stufe schlagen, da ruft es von hinten: „Seil zu Ende!" Ich lehne die Schulter ans Eis und nehme, ängstlich mein Gleichgewicht hütend, den Rucksack ab. Ich zerre die Schnur mit den Zähnen auf und ziehe das Reserveseil heraus. Dann löse ich den Knoten des eigenen Seiles und knüpfe das andere an. Noch ein paar Stufen — und ich halte einen festen Felsvorsprung in den Händen. Und glücklich gelingt das Letzte: Mein Gefährte folgt auf dem furchtbaren Wege.

Die drei Vorgipfel ziehen wie im Traum an uns vorüber. Wir steigen überwächtete Grate hinauf und klettern verschneite Felsen hinab. Einmal stößt Zindler den Pickel nur lose in einen der hohlen Schneebalkone: donnernd stürzt die Masse zum Schönbühlgletscher hinunter. Es grollt in den Wänden wie ein wilder Fluch des überlisteten Berges.

Dann wandern Zwei mit müden schweren Schritten durch einen meilenweiten Riesensumpf aus schlammigem Schnee. Die Kniee versinken bei jedem Schritt in dem feuchten Brei und naßkalt legt sich der Kleiderstoff an die Oberschenkel. Des ganzen Tages Mühe, die tausend Stufen, zu denen mein Wille die Eisaxt zwang, werden zu Bleigewichten an jedem Fuß.

Und Abend kommt. Kein letztes Leuchten in weitem Kreise —: Gewitterwolken schieben sich über dem Becken zusammen, es wetterleuchtet bei den Diablerets, und Blitze zucken um Dent d'Hérens und Bouquetins. Von allen Seiten kommen die finsteren Mächte mit züngelnden Feuerschlangen. Und auf den rauschenden Riesenflügeln des Wetters naht die Nacht. Mit pechschwarzen Händen löscht sie unsere Spur, schüttet Hagelschauer auf die gebeugten Rücken und gießt Regen auf frierende Glieder aus.

Die Pickel beginnen zu singen. Die neue, die schwerste Gefahr weckt die erlahmte Kraft. Wir stecken mitten im Hochgewitter.

Kennst du den Ton des pfeifenden Steines, das Rauschen der Schneelawine und das böse Knirschen, mit dem sie erstirbt? Die Laute sind süß und verderbenfern im Vergleich mit dem leisen Knistern, wenn blaue Funken aus der stählernen Spitze des Pickels sprühen. Wo ist nun dein stolzes Können, deine jahrelange Erfahrung in Eis und Fels? Gegen alle Gefahren des Hochgebirges haben wir Wehr und Waffen — nur nicht gegen den Blitz.

Dem sinnlosen Zufall preisgegeben, sitzen wir im Schutz eines Lawinenblockes und warten, was der Zufall will. Sehen in schwarzer Nacht auf Seraks, auf Pickeln und Hüten die blauen Flämmchen wachsen, höher, immer höher — dann schmettert ein blendender Krach die Strahlenbüschel zusammen. Und leise, leise steigen sie wieder, ziſchen sie lauter, die züngelnden Boten des Todes. Mit gehobenem Beil steht der Henker da; hundertmal wartest du auf den Schlag, hundertmal fährt er neben dir in den Grund. Und von neuem hebt sich das Beil . . . In solcher Stunde mag wohl der Feige die Hände falten, zu

einem Gotte zu flehn, den er durch Jahre verleugnet. — Wach auf, mein Trotz! Aufrecht und ohne Widerruf, wenn das Leben dein Leben verlangt!
Die Hagelkörner zerschmelzen zu Regen, Intervalle schieben sich zwischen Blitz und Knall. Da waten wir weiter durch den endlosen tiefen Gletscherſumpf. Mit letzter Kraft erreichen wir den Felsen am Bertolpaß.

* * *

Vor Jahren, als die Dentblanche noch unerreichbar über meinen Kräften stand, fragte ich Alexander Burgener nach Art und Schwierigkeit des Berges. Ein breites Grinſen glitt durch seine verwetterten Züge: „Sie werden zufrieden sein.“ Der Alte hat Recht behalten.

Der Weg zu Tal

Aus den Gründen steigt die Nacht,
Dunkel wohnt in Waldeswipfeln.
Lohend noch in Purpurpracht
Leuchtet Sonne auf den Gipfeln.

Tafelgleicher Tiefe zu
Führen mich im Trab die Pferde.
Ewig unstet schlägst nur du,
Herz, mein Herz, auf weiter Erde.

Wende, ruheloser Gast,
Wende die gebräunte Stirne:
Über aller Wege Hast
Flammt das Ewige Licht der Firne.

Kilima Ngurue

Kilima Ngurue, 3402 Mtr.
(1911)

In den großen Senkungsgebieten des zentralen Deutsch-Ostafrika liegt die Landschaft Ugogo. „Das häßlichste, ärmste, ungastlichste Land, das ich in Afrika kennen lernte", sagt Wißmann, der vielgereiste. Wo nicht grüne Steppen im Violett des Horizontes verschwimmen, da verschlingt der meilenweite Busch seine zähen Arme zu undurchdringlichem Dickicht. Steige auf einen der Felshügel, die inselgleich aus der Ebene ragen, dann übersiehst du das dunkle Meer von Zweigen: Busch, soweit das Auge reicht. Und wanderst du tagelang, wochenlang auf schmalen Negerpfaden in Schlangenlinien dahin, neben dir Mauern von Ästen, über dir glühenden Himmel, unter dir knöcheltiefen Sand oder ziegelrote Erde, oder bahnst du dir gar mit geschwungenem Messer den Weg durch die zähen Zweige, tagelang, wochenlang — alles umsonst. Steige auf einen der Felshügel, die inselgleich aus der Ebene ragen: Busch, soweit das Auge reicht.

Tagsüber glüht der Busch und schweigt. Nachts, wenn der Mond und die Sterne kommen, zerbricht der freche, gellende Schrei des Schakals die Stille, heult kläglich die Hyäne: Ugogo . . . In dunklen Nächten sucht das heilige Tier die Gräber der Schwarzen, Gräber im Busch. Gierig wühlt es die Leichen heraus und verstreut die benagten Knochen. Die bleichen in Glut und

Dürre, zerfallen zu Staub. Ein schnell erwachender, schnell ersterbender Wind trägt in der Trockenzeit Staub und zerfallene Gebeine in haushohem Wirbel über kahle Flächen, über gelbe Steppen — Ugogo.

Wer restlos vergessen, vergehen will, der lebe und sterbe in Ugogo. Der erste Wirbel der Trockenzeit verstreut seine letzte Erinnerung in Staub über Steppen und Busch.

Ein armes Land! Stelle im Geiste die leuchtende Firnenschönheit der Alpen daneben, und du fühlst, daß du dies Land nicht lieben kannst wie deine Berge. Nicht mit der Liebe, die vor Schönem bewundernd kniet, doch mit der andern Liebe, die sich mildtätig über die Armut neigt. Schönes zu lieben ist leicht; es braucht nicht erst gelernt zu werden. Jedes Land hält seine ästhetischen Werte jedem offenen Auge entgegen; menschliche Werte, die sich an Erlebtes knüpfen, wollen in jedem Lande erst errungen sein, wenn es nicht ein fremdes Land bleiben soll. Nicht die Schönheit der Berge, das Erleben in den Bergen ist die festeste Kette, die unser Herz an die Alpen schmiedet. Und solche Erinnerungswerte haben sich auch in Ugogo mir langsam gesammelt. Nicht der Busch ist schön, aber die Erinnerung an den bestandenen Kampf mit dem Busch. So ist auch das ärmste Land noch fähig, zum Träger menschlicher Werte zu werden. Doch mußten die Pflöcke meines Zeltes gar manchesmal in die Erde Ugogos getrieben werden, ehe ich in stiller Stunde so in mein Tagebuch schreiben konnte:

Tief unter mir das Meer der endlosen Steppen. Die verstreuten Schirmakazien wie Bäume aus Spielzeugschachteln hingestellt. Aus dem flachen Meer des gelben Grases ragen flach die Inseln aus graubraungrünem

Busch. So dehnt sich das Land endlos hinein in den Horizont.

Ich sitze auf der Höhe des „Grabenrandes" bei Kilimatinde auf einer altersgrauen Bank, aus altersgrauem, vermorschtem Granit errichtet. Ein paar Meter fällt der Fels fast senkrecht vor mir ab. Kleine Vögel spielen in den Zweigen der Büsche, und hin und wieder guckt ein Klippdachs neugierig aus einem Felsspalt hervor. Unter der Felswand senken sich dürre Rasenhänge, mit lichten Büschen bestanden, zur Ebene hinab.

Zu meinen Füßen barst einst die Erde. Die weite Steppe mit den dunklen Buschinseln sank in die Tiefe, und der Felsrand, auf dem ich sitze, stieg empor und herrscht nun über das Steppenmeer, dessen Grund er vor Zeiten bilden half.

Ein halbes Jahr meines Lebens schenkte ich diesem Lande, das ich nicht lieben konnte. Aber heute, da ich weiß, daß nach einem Monat alles zu Ende ist und daß ich niemals mehr dies Land betreten werde, in dem ich von Lager zu Lager gewandert bin in Regenstürzen und glühender Glut, in dem ich gearbeitet habe und geträumt, in dem ich fröhlich und traurig war, da kommt mir etwas wie vorzeitige Sehnsucht, ein leises Gefühl, eine leise Stimme der Steppe: Ich bin die Ferne und Weite. Ich habe nicht das große Pathos und die Orgelstimmen des Hochgebirges. Meine Armut ist meine Größe, meine Armut und meine Eintönigkeit. Gerade dann, wenn mein Gras verdorrt und der Wind meine Pulvererde durch kahle Zweige treibt, wenn Sandhosen im Schleiertanz über die Steppen ziehen, dann erst bin ich ganz ich selbst: die Armut der Ewigkeit. Tausend Knochen bleichen auf meinem Grund, und ist

doch kein Zucken in meinem Angesicht von Ewigkeit zu Ewigkeit. —

Und dann ein anderes Bild. Viele Tagemärsche liegen dazwischen. Märsche über Hügelketten im Busch, über Steppen in flimmernder Sonnenglut, unter den breiten feingefiederten Schirmen der grünen Akazien. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang sinkt die Leinwand der Zelte zusammen, und jeden Abend strafft sie sich neu über des Wanderers müdem Haupte: im dichtesten Busch, wo erst die Äxte Raum für das Lager schaffen müssen, im lianenverschlungenen Urwalddickicht am Ufer des Bubu oder im tiefen dürren Sande eines ausgetrockneten Flusses.

Am zehnten Tage sind wir am Ziel. In dem weiten Steppenlande Mangati. In weichen Wellen dehnt sich die grüne Fläche nach Nord und Süd. Nur einzelne Affenbrotbäume tragen ihre knorrigen Riesenkronen auf mächtigen grauen Stämmen mit tiefgefurchter Rinde. Im Westen hemmt die einförmige Mauer des Grabenrandes den Blick. Und im Osten erhebt sich über die hohen Wipfel eines Dornbaumwaldes, der ein sumpfiges Schilfdickicht umsteht, der mächtige Kegel des Nguruberges.

Hier am Rande von Wald und Steppe steht unser Lager. Wenn ich die hintere Tür meines Zeltes öffne, eilt mein Blick über die weite grüne Fläche, haftet auf beweglichen schwarzen Punkten, die sich fern durcheinanderschieben: eine Herde von Gnus, die dem Weißen jagdliche Freuden, dem Schwarzen fette Tage verheißt. Gestreifte Zebras und Strauße, die ihre langen Hälse zur Erde beugen, erkennt der Trieder dazwischen. Und wenn ich dem Wilde den Rücken kehre, so fällt durch die vordere Zelttür mein Auge auf das, was den Bergsteiger, der

monatelang in ebenem Lande darben mußte, alle Freuden afrikanischer Jagd vergessen läßt: einen Berg! Ein Berg mit gezackten Graten, düsteren Schluchten und fein geschwungenen Kämmen, die mit flimmernden Linien hoch in den blauen Himmel schneiden.

Eine Jagdfahrt sollte meine Ungeduld zähmen, die sich nach dem Gipfel des Berges sehnte, dem feinen dreikuppigen Gipfel, der von zwei mächtigen Graten in schönem Ebenmaß getragen wurde. Immer wieder kehrte mein Auge, das auf freier Steppe nach dem zottigen Gnu, im lichten Busch nach den schlanken Swalaantilopen Ausschau hielt, zu den edlen Umrißlinien des Ngurue zurück. Und als am Abend mein Boy zwei blutende Köpfe mit mächtigen Gehörnen hinter mir hertrug, da war ich ganz dem Berge verfallen. Über alle Einzelheiten, über scharfe Rinnen und finstere Schluchten, über das Chaos verschlungener Äste, über die dunkleren Schatten des Waldes hing die Dämmerung zarte Schleier. Die Sonne, schon hinter dem Rande des Himmels versunken, goß ein leuchtendes Dunkelviolett in das feine Gewebe der Luft. So stand die Silhouette des Berges groß und leuchtend am Himmel, unendlich einsam über der Steppe, über dem leise raunenden Schilf.

Das violette Lichtgewand zerfließt unter den Händen der Nacht. Schwarz und schwer und unbestimmt versinkt der Ngurue in flutendem Dunkel. Sein zusammengekrümmter Rücken wird zum Träger des strahlenden Tropenhimmels. Lodernde Lagerfeuer senden dem Sternenmeer die züngelnde Antwort. Ein Schakal bellt in der Nähe, und eine Hyäne zieht kläglich heulend ihre hungrigen Kreise. In unbestimmter Ferne erhebt sich ein kurzes Grollen, kaum vernehmbar nur, doch die

zahllosen Stimmen der Wildnis beherrschend: Simba, der Löwe, geht auf Raub . . .

Ein strahlender Morgen liegt über Mangati. Leuchtende Schleier und lastendes Dunkel sind von dem Berge abgefallen. Mit scharf umrissenen Linien hebt er sich herrisch über die sengende Glut afrikanischer Steppe, über flimmernde Fluten von Licht. Morgen werden wir droben stehen.

Des Bewunderers seliges Schauen wandelt sich rasch in des Bergsteigers ruhiges Wägen. Das Licht der Sonne fällt prall auf die Nordostwand, alle Einzelheiten entschleiernd, und zeigt die klare Silhouette der Grate. Der linke, der nach Südosten weist, hebt sich mit breitem hellgrünem Rücken aus den sanften Wellen der Steppe. Vor einer tiefen Scharte schmückt er seine Flanke mit dunklem Wald. Darüber, enger zusammengeschnürt, gewinnt er in steilerer Bahn mächtig an Höhe, um in langer, sanft ansteigender Linie die vielen Türmchen eines gezähnten Felsgrates zum Gipfel zu tragen, den er mit letztem, kurzem Aufschwung erreicht.

Jenseits des dreikuppigen Gipfelgrates stützt der ungegliederte Nordwestkamm den Berg und wurzelt mit begrüntem, breit ausladendem Fuß in der Steppe. In zwei Dritteln seiner Höhe schaut über seinen Kamm eine Schulter des dritten, südwestlichen Grates herüber und vollendet das schöne Ebenmaß der Umrißlinien.

Es ist kaum ein Blick durch das Fernglas vonnöten, um dem geschulten Auge zu lehren, daß der Nordwestgrat einen leichten Aufstieg vermittelt. Sportliche Freuden durfte ich nicht erhoffen, doch war es Erwartung genug für das hungernde Bergsteigerherz, von dreiundeinhalbtausend Metern Höhe über das fremde afrikanische Land zu schauen.

Der Vormittag verging mit Ordnen des Gepäcks. Nur Decken, Proviant und Wasser, in halben Lasten auf fünf Mann verteilt, nahmen wir zum Biwakplatze mit. Eine baumbestandene Mulde in ein Drittel der Höhe des Nordwestgrates schien unseren Zwecken günstig zu sein. Schwerer war es, fünf Träger unter den 25 Schwarzen zu finden. „Dann werden wir alle sterben, Herr", meinten sie, als sie von unserem Plane vernahmen, ein Freilager auf dem Berge zu beziehen, dem Berge, auf dem „sheitani", Teufel, ihren Wohnsitz haben, und grimme Kälte das Leben erstarren läßt. Wie aus der frühen Geschichte des Matterhorns: Ein Biwak bringt Tod, und Teufel verteidigen mit Steinen ihr Reich.
Endlich traten fünf Freiwillige vor. Gegen Mittag brachen wir auf. Über verschiedene grasbewachsene Hügelrücken, die vereinzelte Baumgruppen tragen, führte der Weg. Halbwegs durchschritten wir ein altes begrüntes Kraterbecken mit steilen Wänden und flachem Boden. Dann ging es mühsam den breiten Rasenrücken hinauf. Langsam kamen die Schwarzen mit ihren Lasten nach. Das ungewohnte Steigen erschlaffte sie rasch, und das Grauen vor dem unbekannten Berge drückte sie nieder. Mancher Wunsch wurde laut, die Arbeit des Tages zu beenden, ehe wir die Mulde des breiten Kammes erreichten. Große Bäume rauschten über dichtem Unterholz und hüftentiefen Gräsern. Ein altes Nashornlager gab uns erwünschten Windschutz und ebenen Boden zur Nacht.
Heute sangen die Schwarzen nicht ihre eintönigen Lieder. Eng zusammengedrückt saßen sie scheu und flüsternd am Lagerfeuer. Mir aber brachte der Rauch alte Erinnerungen aus den fernen, so fernen Alpen. Verräucherte Sennhütten stiegen auf, alte Biwaks auf einsamer Fels-

inſel mitten im geiſterhaft fahlen Firn, Schneegipfel vom Mondlicht matt erhellt, Erinnerungen an Stunden, wo die Steine durch blanke Eiskehlen fegten, an ruhiges Genießen auf ſonnenglühenden Gipfelfelſen, an einſame Stunden, allein auf der Kalotte des Montblanc. Wie fern und weit — Länder und Meere und Jahre weit!

Laß mich heimkehren, du fremdes Land, nur einmal noch laß mich über die vielen leuchtenden Gipfel ſchauen, die tauſendmal ſchöner ſind als du. Heimkehren in das Land, das meine beſte Jugend ſah, Tage ſtürmiſchen Kampfes, voll junger Kraft und friſcher Tat. Das Land meiner Flucht vor dunklen Fragen einer dunkel gärenden Zeit. Das Land, wo mich Todesgrauen ſchüttelte und Jubel ins Leben zurückriß im Raume zwiſchen zwei Nächten.

Der Rauch des Feuers ſchlägt mir beißend ins Geſicht: eine halbverfallene Hütte in Nordſavoyen droben am Sageroux — — fremde Bäume rauſchen mir zu Häupten, fremde Rieſengräſer ſchirmen meine Ruh, und dort am Himmel, fremd und kalt und heimatfern glänzt das Kreuz des Südens . . .

Leiſe kniſternd ſank das Feuer in ſich zuſammen, leiſer wurden die Stimmen der Schwarzen. Schlaf kam über das Lager. Von erſter Aſche umflort ſah das glühende Auge der glimmenden Holzkloben einſam zum nächtlichen Himmel auf.

Jeder in mehrere Decken gehüllt, die Büchſe ſchußbereit zur Seite, verbrachten wir eine leidlich angenehme Nacht. Nur der ſtarke Taufall, der wie Regen näßte, ſtörte gegen Morgengrauen die Behaglichkeit.

Langſam wird es rege im Lager. Frierend kriechen die Träger aus dem Geſtrüpp. Von neuem lodert das Feuer auf. Und während ſich das Frühſtückswaſſer im Keſſel

erwärmt, steigen wir zum Rand unserer Mulde hinauf. Dichter Dunst schloß den Kreis um die weiten Steppen. Hinter dem fernen Usiumeberge stieg, gelb und strahlenlos, langsam die glänzende Scheibe der Sonne auf.

Während des Frühstücks wurden die Lasten von neuem verschnürt und mit den Trägern ins Hauptlager zurückgesandt. Nie sind unsere Schwarzen williger einem Befehle gefolgt als diesem, der sie dem Reiche der Teufel entführte. Uns aber sahen sie kopfschüttelnd nach, wie wir dem Hange aufwärts folgten. „Gold suchen die weißen Männer! Wer stiege sonst auf einen Berg". Wir aber gehen hinauf, dem uralten Herrentriebe treu: die Herrschaft des menschlichen Geistes auszubreiten von Land zu Meer, von Pol zu Pol, von Tal zu Berg.

Außer uns drei Europäern, Dr. Vageler, Leutnant Schumacher und mir, nahmen noch mein Boy Hamis und unser Koch Asmani freiwillig an der Besteigung teil. Überknietiefe Gräser und Kräuter mit fetten Stengeln rauschten und brachen unter unseren Schritten. Mühsam und eintönig ging es hinauf. Allmählich schaute die weiße Salzfläche des Balangdasees über einen bewaldeten Hügelrücken. Ärmer wurde der Pflanzenwuchs, doch deckte noch immer ein dichter Grasteppich den Boden, lockere Steine dem Fuße verbergend. Schließlich folgte eine Zone abgebrannten Busches, dessen schwarze Umarmung uns zu Schornsteinfegern machte. Dann eilte ich auf felsdurchsetztem, steilerem Grasboden meinen Gefährten voraus.

Glühender brannte die Sonne. Doch meine Lungen atmeten leicht und frei. Über mir verbarg ein runder Kopf den weiteren Gratverlauf. Ist es der erste Vorgipfel? Rascher wurden meine Schritte, kleiner und

kleiner die klimmenden Gestalten unter mir; die roten Kappen der beiden Schwarzen leuchteten nur noch als Pünktchen zu mir herauf. Langsam verflacht sich der steile Hang. Ich haste die letzten Schritte empor: Über zwei flache Senken steigt der dreikuppige Gipfelgrat zum wenig höheren Hauptgipfel auf. „So wie ein Voralpenkamm", denke ich eilenden Fußes, „ein Voralpenkamm, der mit steinernem Rückgrat die schwellenden Rasenpolster der Flanken durchbricht." Dann stehe ich neben dem großen Steinmann, den unsere Vorgänger bauten. Nebel kochen unter mir in dem großen Trichter der Nordostwand. Hinter mir läuft ein mehrfach gekrümmter, leicht gezackter Grat zu einem Seitengipfel mit stolzen Formen hinüber. Und sonst nur Fläche und Weite. Auf allen Seiten verliert sich das Grün der Steppe in einem Riesenring aus violettem Dunst. Nur dort, drei Tagereisen im Osten, steht die matte Silhouette des Ufiumeberges. Und mitten durch die endlose Ebene läuft, schnurgerade gezogen, die Mauer des Grabenrandes. Ihr zu Füßen dehnt sich in schillerndem Weiß die Salzfläche des Balangdasees. Doch auch dieser grelle Ton auf grünem Grunde ist nur Fläche und Weite. Und folgt dein Auge gar der Stufe des Grabenrandes, tief im Horizonte geboren und jenseits wieder im Horizonte verschwindend, endlos selbst von solcher Warte, so empfindest du ganz die majestätische Weite der Steppe. Alles ist auf diese e i n e Wirkung gestellt: Die wenigen Baobabs, die verloren, wie verirrte Kinder verloren, in der endlosen Ebene stehen, die weiße Fläche des Salzsees, ein Tröpfchen, der Riesenpalette eines Malers entfallen, der große ruhige Berg, ein Korallenriff im Weltenmeer, und endlich die erhaben einfache Geste der Grabenstufe: aus Weiten kommend, durch Weiten ziehend, in Weiten

verschwindend. Und wanderst du Tage und Monde und Jahre durch dieses Land, du kommst nicht ans Ende der Welt.

* * *

Als das Schiff den Hafen von Marseille verließ und die letzten Ausläufer der Alpen am Himmel verschwanden, hab ich wohl leise gedacht: wirst du die Berge voll Schnee über der südlichen Sonne vergessen? Ins Unbekannte fuhr ich, das Alles bringen konnte. Ich wußte nichts von den Meereswelten, die vor mir lagen. Ich wußte nichts von dem Lande, in das ich ging. Enttäuschung und Hoffnung zugleich umschloß sein dunkler Name.

So etwa zog ich aus, wie ein Bergsteiger ein ihm unbekanntes Tal hinauf einem berühmten Berge entgegenwandert, von dem er wohl viel gelesen, dessen Name ihm jedoch alle Reize und Rätsel des Unbekannten umschließt. Wie wird es sein? Welch Antlitz wird die und die Stelle, von der die Berichte erzählen, im Lichte der Wirklichkeit zeigen? Alle Tore stehen der Phantasie während des Weges talauf geöffnet. In lauter Wolken des Schweigens gehüllt schaut der Berg herab. Und dann, vielleicht am nächsten Tage schon, der Weg zu Tal. Jeder Zug des steinernen Angesichtes steht dir klar ins Gedächtnis gemeißelt. Und mehr noch: ein Stück Erleben, ob groß ob klein, kettet dich fest an ihn. All seine Rätsel sehen dich mit offenen Augen an. Die Phantasie hat ihr Recht verloren, aber im Schrein der Erfahrung steht ein neuer geschliffener Kelch.

Die gelben Wüstenufer von Suez, die kahlen gezackten Kämme von Aden über dem blauen Meer, die Korallenküsten mit schlanken Wedeln der Palmen darüber, sie

haben mir keine Schatten auf die Bilder von Fels und Eis der Alpen geworfen. Die weißen Gipfel stehen noch immer hoch und erhaben am Horizonte meines Lebens. Das Jahr unter tropischem Himmel hat sie mir nicht erdennäher noch kleiner gemacht. Afrika ist das Land der weiten Flächen, der Sonnenuntergänge, die märchenhaft mit blauen, grünen, violetten, roten Farbentönen prunken. Die Alpen hingegen haben die Schönheit der Umrißlinien und Formen. Wie der Einzelne wertet und wählt, ist tief in seinem Wesen begründet.

Jede menschliche Seele ist, wie die klingende Saite auf einen Ton, auf eine Landschaftsform gestimmt. Mancher steht kühl am Ufer des weithinrauschenden Meeres, ein Anderer blickt kalt zu den ragenden Bergen auf. Ja, innerhalb der Berge, innerhalb der Meere liebt Jeder eine Bergform, eine See besonders, und diese wieder vor Allem, wenn Sonne, Wind und Wolken ihr ein bestimmtes Antlitz leihen. Eine Antwortende ist die Natur, und wo der Frager fehlt oder nicht zu fragen weiß, da bleibt sie stumm. Wie zu einem wahlverwandten Freunde spricht sie nur zur verwandten Seele.

Wer in den Bergen den Reichtum des Erlebens sucht oder den Stimmungszauber des Abenteuers, dem wird eins im Landschaftsbilde der Tropen fehlen: das Element des Romantischen. Man halte ein Bild von Ruysdael neben den Strand von Daressalam, und man weiß, was ich meine. Hier riesige düstere Eichen, vom Blitze zerfetzt, von Peitschenschlägen des Sturmes über einen brausenden Bach gebeugt — dort blendend glitzerndes Meer, hellgrün umwachsener Strand mit den wehenden Wedeln der Palmen darüber, brennend weiße Häuser in

Grün gebettet, und über Allem, um Alles eine Flut von Licht, welche die Augen schmerzt. Von ferne, vom Meer gesehen, ist das vielleicht der Strand unserer Märchen; es ist das Gegenstück der Eichen, die mit dem Sturme ringen, und mehr noch das Gegenstück der Landschaft des Hochgebirges: über dem Bach mit blitzzerspellten Stämmen als Vordergrund, die ruhigen Linien eines Gletscherstromes, von dem Trotze zackiger Kämme flankiert, von den weißen Domen aus Schnee überhöht.
Unter solchen Bildern seine Seele heimisch zu wissen, ist Trost und Glück zugleich. Denn es gibt ja keinen besseren Stolz für den Bergsteiger als diesen: zu fühlen, daß etwas Gemeinsames ist zwischen ihm und der ewigen Größe der Berge.

Ngoma

(Nächtlicher Negertanz)

Lauer Wind durchrauscht das Zelt,
Weithin leuchtet Stern bei Stern,
Dumpfe Trommeln dröhnen fern,
Und im Busch ein Schakal bellt.

Dumpfe Trommeln übersteigt
Fremden Sanges trüber Sinn,
Füße stampfen her und hin,
Und die Wildnis lauscht und schweigt.

Busch und Steppe atmen kaum,
Gräser fressen an dem Steig,
Tiere knistern durchs Gezweig,
Und ein Feuer teilt den Raum.

Zweites Buch:

Das Ziel

Bilder aus dem Hochgebirge

Weiße Berge
Regentag in Zermatt
Felsennebel
Die Schneise
Schwindender Schnee
Dreifacher Frühling

Weiße Berge

Ließest du einmal Steinchen in einen klaren Bergsee fallen? Sie fallen viele Meter, eh sie das Dunkel des Grundes verschlingt. So sinken alle unsere Tage in das Dunkel der Vergessenheit. Nur in hellen Mittagstunden manchmal leuchtet ein versunkenes Bild herauf. Seine Züge sind verschwommen und die Ränder längst verwischt. Da faßt dich alles Lebens große Angst: Bald wird meiner Tage letzten Rest das tiefe Dunkel decken.

In solcher Stunde werden Worte deine Helfer: Sie holen die Steinchen vom Grunde herauf und ordnen sie zu schönen Reihen. Viele finden sie nicht mehr. Aber der Friede, der über dich kommt, gibt dir diesen Trost: Das Dunkel der Vergessenheit ist ein gerechter Richter. Das Wenige, was sein Spruch verschonte, lacht dich an wie leuchtender Kristall.

* * *

Montblanc

Mondnacht über den Gletschern. Hang um Hang und Hügel um Hügel, wie sanfte Wellen aus silbernem Firn, steigen die Flanken des Berges auf, hinein in die weiße Unendlichkeit. Und über die weißen Hänge steigt meine kleine, rasch im Wind überrieselte Spur, schwankt das kleine warme Leuchten meiner Laterne höher, immer höher über die silbernen Hügel hinauf, hinein in die weiße Unendlichkeit.

Sonne. Blendendes Licht auf tausendfach blitzendem Schnee. Sturm pfeift um die Arête des Bosses. Hände voll stechender Eiskristalle wirft er mir johlend in Hals und Gesicht, reißt im Fluge die Schollen fort, die mein Pickel aus kleinen Kerben kratzt.

Täler und Wälder und Gletscher und Gipfel versinken zu meinen Füßen. Nur eine Mauer aus reinem Weiß steigt durch lauter leuchtendes Blau höher und höher hinauf.

Allein auf der breiten Gipfelwölbung des Weißen Berges. Hier wohnt nur die Stimme des Windes, die Schneeschauer über mich jagt. Menschen und Liebe ließ ich im Tale.

Rieselnde Körner verschütten die Spuren, die mein Fuß in die reine Decke des Gipfels prägte. Noch ehe die Sonne sinkt, weht der Wind von neuem über die unberührte weiße Unendlichkeit. Und Jahre werden kommen wie kühler Schnee, meiner Erinnerung Spuren zu löschen. Ein stiller Jubel nur, eine stille Traurigkeit raunen leise das alte: Woher? — Wohin? . . .

* * *

Monte Rosa

Ein leuchtender Sommertag. Wir schritten über die blinkende neunzinkige Gipfelkrone des Monte Rosa. Nach langer sonniger Rast auf der Dufourspitze führte uns zum Grenzgipfel ein schmaler Steg aus festem Fels. Und dann ein Hinauf und Hinab, entlang dem adligsten Kamme der Alpen, der zwischen vier- und fünftausend Metern geschwungene schwindelige Brücken schlägt von Gipfel zu Gipfel. Felsen wechseln mit Firn, der jäh mit spiegelnden Flanken von rechts und links aus den Gletschern steigt. Über den First des weißen Daches bahnt uns der Pickel den handbreiten Weg.

Sonnenuntergang. Wir steigen den Hang zum letzten Gipfel hinan. Über die Flanke des Lyskammes poltert fallendes Eis durch die Stille des Abends. Links vor der glühenden Sonne steht die schwarze Silhouette des Matterhorns. Daneben sein verkleinertes Ebenbild, die stolze Dent d'Hérens.

Wir steigen den letzten Firnhang hinan in schweigendem Glück. Leise Ungeduld am Ende langer Fahrt treibt die Füße zu schnellerem Gang. Noch einmal atmen die Lungen schwer. Dann fällt der Schein der sinkenden Sonne rot auf gebräunte Gesichter. Und rote Strahlen blinken auf den langen kristallenen Zapfen, die gläsern vom Dach einer Hütte hängen: Die Capanna della Regina . . .

* * *

Lyskamm

Da sind wohl des Gletschers kristallene Schlösser mit blinkenden Türmen und gläsernen Gräben, hinter denen das knisternde Eis von neuem Wunder um Wunder türmt. Da ist auch die weite polare Einsamkeit der oberen Firne, von Spuren winziger Menschen wie von Perlenketten durchkreuzt. Und da ist endlich die weite schwebende Höhe des Joches selbst, eine weiße Welle über dem Meere der Einsamkeit.

Und doch ist dies nichts.

Denn über des Joches Höhe hebt uns ein steiler Rücken, leitet ein fußbreiter Steg in leuchtende Luft über dräuende Gründe hinaus. Zur Linken wölben sich weiße Baldachine über der Tiefe, die der Wind in die Leere hineingebaut. Zur Rechten gleitet der Blick an einem silbernen Schilde hinunter, nur einen Augenblick lang, dann fällt er haltlos ins Nichts.

Erst unten, wo die blauen Gründe dämmern, sieht dein Auge wohl zwischen zwei Kerben, die deine Eisaxt zimmert, dunkle Linien im Schnee wie Risse in alternder Wand, die dem Wanderer der Tiefe grundlose, unüberbrückbare Gräben sind.

Wir aber schreiten weiter den handbreiten Weg, zwischen den Truggebilden des Windes links und dem gähnenden Rachen rechts, empor, empor zu dem leuchtenden Hügel, und achten der blauen Abgründe nicht und spotten der links auflauernden List und schauen den leuchtenden Hügel nur, die Kuppel aus strahlender Sonne und blinkendem Schnee . . .

* * *

Castor

Über den Schutt der Moränen huscht der Laterne irrendes Leuchten. Lockere Erde rieselt die Hänge hinab, dann kollert ein Stein in die Tiefe und endet mit dumpfem Fall — irgendwo im Dunkel.

Stille der Sternennacht. Nur die Nägel knirschen über das hartgefrorene Eis. Alle Bäche schlafen noch. Dunkle Schlünde gähnen aus dem stumpfen Silberweiß. Ein leises Klirren wie klingender Stahl: Ein Eiszapfen zerschellt im Grund einer Spalte.

Der Morgen ist fahl und kalt. Die Atemzüge des Windes hauchen über das schimmernde Eis. Unsere gerade eilende Spur schleicht im Zickzack durch lauernde Klüfte. Schneezungen schieben ihr dumpfes Weiß über das Silbergrau des Gletschers. Jäher steigen die Hänge auf. Klaffende Risse durchkreuzen sich rings. Dann sind wir eingeschlossen von gähnenden Riesengräben. Schiefe Türme und zackige Mauern wachsen aus dem zerborstenen Grund. Der helle Schlag des Pickels führt uns über

die jähe Wand in die gläserne Pracht einer Spalte hinab. Jenseits meißeln wir uns die schmale Leiter wieder zum Licht hinauf.

Schmale Brücken leiten uns über die lauernde Tiefe, zwischen alternden Türmen hindurch, die bald in der Glut eines Mittags sterben, hinauf in das leuchtende Weiß der obersten Firne.

Leise schwankt das Seil im Takt unserer Schritte. Himmelhoch über uns hangen und gleißen die Firngebilde des Lyskammes. Unaufhaltsam kriecht unsere Spur die Hänge hinan, fliegt unser Sehnen zur Höhe hinauf, wo die Kante des Schnees das Blau des Himmels begrenzt.

Winterkalt weht es über das Felikjoch. Aber die ganze Herrlichkeit eines leicht geschwungenen Grates, aus lauter leuchtendem Firn getürmt, leitet und lockt noch höher empor.

Dämmernde Tiefen rechts und links. Tastend stellt sich Fuß vor Fuß, hebt uns die silberne Schneide über die Welt, führt uns auf immer schmalerer Bahn der Erfüllung zu. Und eh unsere Herzen zu hoffen wagen, leuchtet vor uns die kleine Kuppel, im Wind von Kristall um Kristall überworfen, neigt sich die Brücke sanfter und breiter zu uns herab, gibt uns freundlich den Zutritt frei.

Dann stehen unsre dunklen Schatten steil in lauter Licht.

* * *

Korsika (im Winter)

Schräge Strahlen der Sonne streifen den Schaum des eilenden Schiffes, das sich in dunklen Wogen wiegt. Weiße Kämme rollen über das weite Meer.

Da hebt sich fern eine weiße Kuppe, weißer als Schaum und Licht, aus dunkelblauer See. Und andere Kuppen

steigen auf, eng an die erste geschmiegt. Es türmt sich wie leuchtende Wolken fern vor dem rauschenden Schiff. Und mit des Schiffes Rauschen recken die Berge sich höher auf, blinken mit strahlendem Schnee über das blaue Meer.

Schon grüßen grüne Ufer über die brandenden Wellen her, schon eilt die Sehnsucht die weißen Hänge hinauf, da gleitet des Schiffes Rauschen auf dunklen Wogen vorüber.

Bläuliche Schleier verhüllen der Ufer Grün. Die ragenden Berge sinken zusammen. Nun gehen sie unter in blauer Flut. Nur eine kleine Kuppe, weißer als Schaum und Licht, leuchtet noch über die See.

Allein in dunklen Wogen wiegt sich das eilende Schiff. Weiße Kämme rollen weithin über das Meer.

* * *

Mons Idealis

Unter allen Gipfeln leuchtet einer in meine Träume. Seine reine Kuppel strahlt wie ein Märchenland, das nur unsere Sehnsucht geschaut.

Sind nicht die Berge wie Burgen mit verschlossenen Toren, hinter denen das bunte Abenteuer wohnt? Wir reißen sie auf mit stürmischer Hand, um eine Erfüllung zu finden, die mit all ihrer Herrlichkeit doch klein und vergänglich ist vor dem Königsstuhl von Sehnsucht und Traum.

Von manchem Gipfel der Alpen trug ich das Glück des Erlebens hinab. Doch einer leuchtet vor allen in meine Träume hinein. Nie hat mein Fuß ihn betreten. Seine reine Kuppel strahlt wie das Land, in das nur die Sehnsucht die Wege weiß.

Regentag in Zermatt

Alexander Burgener zum Gedächtnis

Regen schüttet auf die Häuser von Zermatt. Bleigrau hängt der Himmel. Von den Dächern prasseln Wassersträhne auf die Straße. Die vor Stunden noch von einem bunten Menschenstrome schillerte, liegt verlassen. Nur ein geraffter Rock und ein Paar zierliche Schuhe verschwinden dort in einer Türöffnung. Ein Herr balanziert mit langen, dürren Storchschritten über die zahllosen Pfützen hinterher. Der schwarze Regenschirm trieft über dem federgeschmückten Lodenhütl.

Das kleine Café, in dem ich sitze, ist voll bis zum letzten Platz. Es riecht nach Tabak und nassen Kleidern. Lautes Stimmengewirr und Lachen. Hin und wieder fängt mein Ohr widerwillig einen abgerissenen Satz aus dem faden Geschwätz. Meine lederbesetzten Hosen, ein Knie über das andere geschlagen, sind wie ein offener Protest. Wenn Fels und Firn in die Häuser und Straßen schauen, versinkt dies Alles in der eigenen Nichtigkeit. Aber der graue Vorhang vor dem Antlitz des ewigen Schnees macht den Tand zum Herrn dieser Welt.

Ich schaue wieder auf die Straße hinaus, die das Unwetter reinfegt. Mein Blick fällt gerade auf eine der alten Walliser Hütten: verräucherte Balken und ein steinbeschwertes Schindeldach. Das alte Zermatt. Kein Mensch ist zu sehen. — Doch halt: Da kommt eine untersetzte Gestalt mit breiten Schultern die Straße herab.

Das Gesicht unter verwettertem Hut in wüstem, ergrautem Bart vergraben. Der Regen klatscht auf die Steine. Ohne den schweren Schritt zu beschleunigen, schreitet der Mann, die Hände in den Hosentaschen, allein und langsam die Straße hinab. Und während Tassen klirren und Gelächter um mich kreischt, verschwinden die mächtigen Schultern langsam in Regen und Grau . . .

Felsennebel

Es war in den Felsen der Dentjaune, auf dem Bande über den Platten. Neben mir ringelte sich steif und naß das Seil, das mir über die letzten Kamine hinabgeholfen. Nebel füllten das Kar, krochen über den Gletscher hinauf und wischten wie weiche, nasse Tücher langsam über den Stein. Kein Lufthauch und kein Laut. Kein freundliches Haus in der Tiefe und kein leuchtender Gipfel ringsum. Nur die Stille des Steins und das weite, feuchte, kaum merklich wogende Grau. Ein Bild des Chaos und der Ewigkeit.

Die Fäden, die mich an Tal und Menschen ketten, zerreißen. Meine Seele dämmert wie der Stein, traumlos, ziellos und ohne Gedanken. Hin über alle Vergänglichkeit weht das ewige Grau.

Und nun der Schnee. Weiche, große Flocken fallen. Silberne Sternchen hängen sich an die Härchen meiner Joppe, andere zerfließen auf meiner Hand, schmelzen langsam auf den Platten. Und immer die große, graue Stille ringsum, nur von dem leisen Rieseln erhellt.

Ich wachse immer tiefer in den Fels, traumlos, ziellos und ohne Gedanken. Wenn nun der Schlaf über meine geschlossenen Augen käme, aus dem Fels und aus dem leise rieselnden Grau, der Nebel nähme mich sanft hinüber, in Chaos und Ewigkeit . . .

Die Schneise

Wir standen am oberen Ende der Schneise. Die Säulen der Bäume ragten, mit weißen Schleiern und Spitzen verhangen, zu Seiten des schmalen Streifens Schnee. Liefen neben dem weißen Band kleiner und kleiner den Hang hinab, engten das Band allmählich ein, bis nur ein schmales leuchtendes Fenster blieb. Und in das Fenster schaute von fern herein, blinkte in glitzerndem Mantel der Berg. Trug auf geschwungenen Schultern das kühle Blau des Winterhimmels.

Da huben wir leise zu gleiten an. Glitten das weiße Band hinab, auf das leuchtende Fenster zu und dem blinkenden Berge entgegen. Und die Schleiersäulen flohen zurück, flohen nach hinten, Stamm um Stamm, schneller und schneller, bis wir nur fliegende Schleier zu Seiten hatten.

Da tat sich das Fenster auf und ward ein Tor. Ein Tor am Eingang der weißen Wiese, der Wiese voll Licht um ein alterndes Haus.

Und wir jagten mit Schwüngen die Wiese hinab, das Auge dem Berge entgegengewandt. Der trug nicht mehr wolkenweiß das Himmelsblau. Er stützte sich schwer mit breiten waldumdunkelten Graten auf der Täler dämmernden Grund.

Hinter uns aber, am oberen Rand der Wiese, stand schweigend das Tor, umrahmt von der Bäume Säulen, im Schmuck der Schleier und Spitzen. Und hinter den Schleiern und Spitzen träumte der Winterwald.

Schwindender Schnee

Wasser tropft von den Bäumen. Über vereiste Flächen prasseln die Skier. Dann rauschen sie wieder schwer durch den nassen Frühjahrsschnee, rauschen hinaus in das Licht eines stillen Schlags.

Um schwärzliche Stümpfe jahrhundertalter Tannen schlingt sich die junge lebendige Spur, bald gerade in eilendem Doppelstrich, bald schwellend zu halbmondförmiger Flächen zögerndem Rund.

Um die Gipfel jenseit des Grundes ziehen träge traurige Nebel. Graue Schleier überwallen der Bäume dunkle Wipfel. Dazwischen schimmern wie blanke Schilde die Blößen auf.

Von neuem taucht die Spur in den Wald, von neuem prasselt der Ski über rauhes Eis und zögert in schmelzendem Schnee. Runde Blöcke ragen hindurch, und dunkle Wurzeln greifen vor Nässe glänzend ans Licht. Die Hölzer verhalten stemmend die rasche Fahrt: Gelbgrüne Inseln von abwärts gekämmtem Gras und triefendem Moos tauchen rings aus dem schwindenden Schnee. Wie das Schiff um die Klippen steuert der Ski um die Flecken noch winterlich schlummernder Erde.

Ein letzter rauschender Schwung beendet die Fahrt: Durch dunkle Stämme bricht helles Licht. Eine Wiese senkt sich grün zu Tal, tausend Himmelschlüssel glühen, und Amselschlag tönt in der Luft . . .

Dreifacher Frühling

Die Stadt

Ein Schleier liegt hingehaucht überm Tal des Inn. Die Sonne glüht und die Wiesen dampfen. Grell leuchten die Häuser der Tyroler Stadt.
Licht flimmert über kahlem Kalkgeröll. Doch oben, zwischen grauen Wänden, glänzt kühl und vergänglich der Schnee.

* * *

Die Alm

Gelbe, abwärts gekämmte Gräser triefen vor Nässe zwischen Inseln von silbermattem Schnee. Und zwischen den Inseln von Schnee stehen wie tausend jubelnde Kerzen, gerade zum Himmel flammend, dicht aneinander gestellt, die Kelche der Krokusblüten. Ragen aus gelbem, verdorrtem Gras, ragen in Licht und Wärme durch kühlen, triefenden Schnee.
Die Alm ist leer und winterstill. Die Balken der Hütten sind schwarz von Wetter und Rauch. Eine Tür knarrt leise in rostenden Angeln.
Und droben, wo schwarze Grate um winterweiße Kare stehen, dröhnen die Steine, rauscht, von glühender Sonne gelöst, der schwere Frühjahrsschnee, stäubt in donnerndem Fall über wasserrieselnde Wände und schiebt sich wogend und brandend, wie ein weißer Lavastrom, langsam und mächtig in das Hochtal hinein. Schiebt sich zischend über

das gelbe Gras, erdrückt mit Urkraft das Blütenmeer und steht mit bösem Knirschen still.
Die Alm ist verlassen und winterstill. In rostroten Angeln knarrt eine Tür . . .

* * *

Der Firn

Verstummt ist jeder Laut, der mit zagen Fingern aus der Tiefe nach mir griff. Nur von den Felsen tropft die ewig gleiche Melodie.
Ringsum ist Schnee. Schnee in den sanften Gletschermulden, und Schnee auf den Hängen über dem fernen Grün der Täler. Strahlender Schnee unter leuchtendem Himmel. Nur der Stein reckt schwarze Kanten hart und zackig durch das Weiß.
Kein Wind und kein Laut, kein Mensch und kein Tier. Nur das Wasser tropft in der Mittagsglut.
Die Zeit steht still vor dem ewigen Schnee. Frühling, Sommer, Herbst und Winter: Sinnlose Namen für den einen, der gilt: Schnee. Wohl dehnt er sich manchmal bis in das Tal, wohl schrumpft er sommers die Hänge hinauf — hier oben ist Schnee. Und Schnee ist die Zeit.
Meine Seele geht ein in die ewige Dauer. Mein Leib verwächst mit dem Fels des Grates, am Rande des Schnees. Nur die Skier, die drunten in der Scharte stehen, schlagen eine schlanke Brücke hinab in die Zeit. Nach Stunden erst führt mich ein fremder Wille wieder zu ihnen hinab. Noch bin ich ganz im Banne des Schnees und weit aus der Zeit.
Doch wie ich die Riemen um die Fersen schnalle, wie die Skier zu gleiten beginnen, wie das Auge sich schärft

und der Muskel sich strafft, die Hölzer in Bögen um die Spalten zu leiten, kehr ich zurück in die Grenzen des Lebens.

Die Skier zischen im Schnee und ziehen eine feine Spur über Mulden und Wellen des Gletschers hinab. Ich lenke die Fahrt an das linke Ufer. Und wie ich unter Felsen um die Ecke biege, steigt unter mir weich und warm ein leiser Rauch in die Luft: die Hütte.

Ich lehne die triefenden Hölzer ans Haus, werfe den Rucksack ab und rede mit irgendwem über irgendwelche Dinge . . .

In Exilio

Bergsehnsucht
Ruhetag hinter der Front
Das tote Dorf
Das Ewige Licht
Briefe der Sehnsucht
Schweizer Land
Traumbild

Bergsehnsucht

Eine Nachlese

(1917)

Georg Zindler zu eigen

Die Berge wehren den Blick in die Ferne. Aber sie tuen es stolz und groß. Weil sie gewaltiger sind als alle Ferne — und sind uns die Ferne selbst.

In Tagen, die Keinem erlauben, auch nur für morgen Pläne zu machen, geschweige denn, weiter zu denken; in denen ein Weltschicksal auch dem Zielbewußten den Willen aus der Hand nimmt, um ihn im Zwange einer höheren Notwendigkeit zu treiben, wie der Wildbach den Stamm, — in solchen Tagen mag es erlaubt sein, unter alten Entwürfen aufzuräumen, die entstanden, ehe die Hand des Krieges mit dickem Federstrich die klügsten Rechnungen störte.

Es mag um so mehr erlaubt sein, als in den Sätzen, die ich wähle, mögen sie auch abgerissen und halb vollendet sein, das Eine Gemeinsame klingt: die Sehnsucht nach den Bergen. Und wann wohl dürften Stimmen der Sehnsucht lauter reden als jetzt, da uns der Krieg um harter Pflichten willen ein Entbehren auferlegt, das schwerer ist, als jene ahnen, denen die Berge nichts zu sagen haben.

Aber es liegt ein Trost darin, zu wissen, daß unter den vielen Dingen, die der Krieg zertrat, oder deren Antlitz er ostwärts, südwärts oder westwärts wendete, die

alte Bergsehnsucht dieselbe blieb; daß die Freude unwandelbar blieb, die wir auf der Wölbung weißer Dome oder dem First der Grate fanden, unwandelbar in Krieg und Not.

I

Wohl mag zuzeiten der Berge Bild in der Ferne des grauen Tages verblassen. Aber die Stunde kommt — du weißt nicht woher — da leuchtet es plötzlich auf.
Es kann ein Abendsonnenstrahl auf roter Mauer sein, der alle Freuden und Sehnsucht der Berge weckt, oder das Mondlicht auf einem blauen Schieferdach. Es können die zerborstenen, übereinandergeschobenen Schollen des winterlichen Stromes sein, der zwischen grauen Häusern die Erinnerung an leuchtende Gletscher belebt. Ja, je armseliger der Anlaß ist, der das schlummernde Bild der Berge weckt, um so strahlender stehen sie plötzlich hoch über Schloten und Türmen der Stadt.
Da wissen wir auf einmal, daß alle Freuden der Stadt nur Feste der Armut gewesen. Und mochten sie rauschend einander überschreien, unsere beste Sehnsucht blieb abseits stehen, um mehr zu verlangen, als alles Leben zwischen Mauern und unter Laternen zu bieten vermag.
Wir wissen auf einmal, daß alle Freuden, die unsere Sinne von außen bestürmen, ein Nichts sind im Vergleich mit der großen kindlichen Freude am Dasein selbst, die rein in der Stille der Berge erwacht.
Geh in eine Gruppe der Alpen — nicht in die vielen, in die der Mensch seine Nöte und Armseligkeiten getragen hat; wo dir Reklameschilder entgegenschreien, Eisenbahnen fauchen; wo die Schlingen der Wege sich fesselgleich über die Zinnen legen; wo Gasthaus und Hütte das gleiche Leben versprechen und preisen wie drunten,

woher du kommst; wo die Vielen sich tummeln, die längst die Sprache der Natur verlernten, daß sie Ziel und Schönheit der Wanderung auf Schildern lesen müssen.

Geh in eine Gruppe der Alpen, die einsam ist. Wo Sonne und Sturm, knirschendes Eis und stäubendes Wasser am Werke sind; wo du allein auf dich gestellt bist, daß du die Sprache der Berge lernst, die dich führen werden, besser als alle Weiser der Menschen. Bis du wirst wie ein Baum im Walde, ein Gras auf der Alm oder ein lebender Fels auf dem lichten Grat: kein fremder Zuschauer mehr, der in fremden Zungen redet, sondern ein Glied der großen Natur wie Baum und Fels und Gras . . .

II

Wohl können wir von den Bergen in Bildern reden, die wir den Dingen des menschlichen Lebens entleihen. Wir können die Grate mit Zinnen und Türmen vergleichen und die Rundung des Gipfels mit der Wölbung des gothischen Domes. Wir können auch den Strom der Empfindung, der in unserer Seele beim Wandern entspringt, in das oft so enge Bett der Sprache zwingen. Doch sollen wir nicht vergessen, daß wir damit nie das Gebirge selbst vor den Leser stellen: bestenfalls ein flüchtiges Schattenspiel auf dem Hintergrunde des menschlichen Lebens oder des eigenen Temperamentes. Erst wenn wir in stiller Stunde verlernen, den Berg mit fremdem Maße zu messen und Empfindungen zu gestalten, von denen der Fels nichts weiß, werden wir frei von der Sentimentalität, die uns scheidet von der Natur, und reihen uns selbst als organisches Glied in das

Ganze ein. Doch damit überschreiten wir die Grenze der Sprache und treten ein in das Reich der schweigenden Schau.

III

Ein stiller Nebelabend im Herbst. Die fernen Glocken der Stadt reichen bis an mein einsames Haus. Ich höre sie kaum und sehe die weißen Birken nicht, die als leise schwankende Insel im Acker stehen. Ich schaue die Berge nur, die Berge, die, weit von dem flachen Lande hier, schweigend und groß wie damals stehn.

Wie damals, als das Leben schier endlos schien, endlos genug, die Fülle alles Erlebens zu fassen. Ich fühle noch einmal die Schauer der ersten, einsamen Biwaknacht: Ich war gewandert den Tag und die halbe Nacht über Firn und Fels. Dichtes Dunkel verdeckte den Weiterweg. Blöcke schienen gespenstisch zu schwanken, und ein letzter, sturmzerzauster Baum klagte im Winde. Meine Hände tasteten im Dunkel die Lagerstatt ab. Und drüben, über dem Dunkel und unter den Sternen, stand überirdisch der Berg, der große, weiße, blinkende Berg. Schauer der Ehrfurcht griffen mich an. Ich wagte noch nicht zu begehren. Aber dereinst, da würde des Berges Herrlichkeit mein eigen sein.

Er ward mein eigen. Im Sonnenschein und Sturm. Und neue, immer neue Berge ragten auf, reich wie die Sterne der Nacht. An vielen trieb mich die Forderung des Tages vorüber, an vielen der Kampf um das tägliche Brot. Dazwischen, wie Perlen gestreut, die Feierstunden der Gipfelrast.

Und ich dachte weiter: Als wir den ersten schweren Fels bezwangen; als wir, ein Anderer und ich, zum ersten Male einander am Seile hielten; als wir, vereint durch

dasselbe Seil, das nun gebräunt und zerschabt an der Wand meines Zimmers hängt, so viele leuchtende Höhen bezwangen; als mitten im Pfeifen und Brandgeruch der fallenden Steine dasselbe Seil unser Schicksal verband; und als der Freund, ermattet wie ich, beim nächtlichen Zucken der Blitze, im Meere des meilenweiten Firnes verloren, mit mir die letzte Brotrinde teilte.

So haben die Berge die Stunde gesegnet, die reicher wurde als ein ganzes Jahr. Aber die Sehnsucht wurde nur lauter, die Sehnsucht, die nach neuem Erleben schrie. Vielen Höhen entriß ich das Geheimnis. Doch zahllos wie des Meeres Wellen rufen die neuen Rätsel anderer Gipfel nach mir.

Und viele ungelöste Rätsel werden um mich stehen, wenn jene letzte dunkle Stunde kommt.

Ruhetag hinter der Front

Ein Tagebuchblatt

Im Felde, am 31. Oktober 1916

Ich habe eben einen Abendspaziergang zu dem Kreuz hinauf gemacht. Von den obersten Häusern des Dorfes führen schmale Pfade über die steilen Hänge des engen Seitentälchens durch Weinberge hinauf, bis man nahezu unvermittelt auf dem kurzen Grase der Hochfläche steht und mit ein paar hundert Schritten das große Steinkreuz erreicht.

Die Hochfläche sendet hier einen Vorsprung nach Süden, auf dessen felsigem Grunde das Kreuz errichtet ist. So beherrscht es Haupt- und Seitental in gleicher Weise. Und doch ist der Blick durch Biegungen der Vallée de Rupt de Mad beschränkt und deshalb in sich geschlossen.

Im Rücken begrenzt der Rand des Laubwaldes den Blick. Im Süden, jenseit des Tales, setzt sich die Hochfläche fort, mit einem Waldrand umsäumt wie hier. Nach Osten fließt in der grünen Talaue der Fluß, liegen Straße und Eisenbahn. Da ist links der vierkantige Glockenturm von Onville und wenig dahinter der schlanke Kirchturm von Vandelainville. Und rechts in der Ferne liegt Rembercourt. Steil unter mir Kirche und Häuser meines Dorfes.

Regen trieb mich wieder hinunter. Den anderen Weg, der oberhalb der Kirche mündet. Orgeltöne lockten mich hinein. Die Kirche war leer. Nur am Harmonium saß Einer, der Küster wohl, und spielte für sich allein. Ich blieb an der Türe stehen und hörte zu. Er ließ sich nicht stören. Nur einmal kam „Monsieur le Curé" in

schwarzer Sutane durch die Kirche gegangen. Ein alter Herr mit feinem, glattem Gesicht.
Das ist alles nichts Besonderes und war doch ganz anders, als ich es schreibe. Was ich schreibe, ist nur das Gerippe; die Stimmung fehlt. Eine jener Stimmungen, wie sie manchmal still und unnennbar über uns kommen, für die jedes Wort zuviel ist: Das war Heimweh, was mich von Hause wegtrieb aus meiner engen Stube. Das war Erinnerung an die Berge, als der Regen oben auf die Korallenfelsen klopfte. Das war Beschaulichkeit, als ich, rein spielerisch, in den Gesteinen Fossilien suchte, ohne sie mitzunehmen; jede Muschel kam wieder an ihren Ort. Und das war wieder Heimweh, als die Orgeltöne kamen, lautes Heimweh, Fremdheit und Ausgestoßensein, als der Kurat mit mildem Gesicht und kaum merklichem Gruße an mir vorüberging. Das war alles dieses zusammen.
Und man lehnt sich dabei kaum noch sehr gegen das Schicksal auf, das jetzt so Vieles verwehrt. Wie hätte ich früher geglaubt, jahrelang ohne die Berge leben zu können! Jetzt tauchen sie auf, wie ein Paradies, unerreichbar fern. Man schaut wohl hinein im Geiste, aber man ist nicht mehr kindlich genug, um es suchen zu gehen. Die Paradiese sind alle verschlossen und nach dem Monde verlegt.
Ja, manchmal frage ich mich wirklich, ob dort unten die Berge noch stehen, mit derselben ruhigen Größe und der Stille des ewigen Schnees. Und wenn ich mir sage: Ja, sie stehen, so kommt mir mein Leben noch kleiner vor als sonst gegenüber den Bergen: Sie stehen und stehen in ewiger Ruhe, ob ich komme, ob ich gehe, ob Welten brennen und Millionen sterben.
Ich möchte heim, wo mich nichts verwirrt . . .

Das tote Dorf

Am Rande des schützenden Waldes blieb ich stehen. Kahl dehnte sich das flachgewellte Land. Wie offene Wunden ziehen die Gräben durch die tote Erde. Die helle Sonne trinkt die letzten Morgennebel. Und schon erzittert von dumpfem Schlage die Luft. Heulend fährt es über mir hin, sekundenlang: dann endet das stählerne Leben, dröhnend, wie es kam. Der erste Morgengruß. In regelmäßigen Zwischenräumen folgt der zweite, der dritte, der vierte.

Ein Blick noch über das Gewirr der Gräben, ein paar Schritte durch die schirmende Mulde, dann springe ich in den ersten Verbindungsgraben hinein. Und während das Heulen, aus dumpfer Erschütterung geboren, wieder und wieder die Stille zerreißt, schreite ich vorwärts im Schutze der Erde, um Schulterwehr und Schulterwehr.

Ich bin allein. Heut ruft mich keine Pflicht und kein Befehl. Vor mir, eng von der ersten Linie umklammert, liegt ein totes Dorf, zerwühlt und zerrissen. Ihm gilt mein Gang.

Ich will noch einmal die Schauer des Krieges fühlen, ehe der Frieden kommt. Des Krieges, der uns trotz Leid und Not und aller Heimatsehnsucht zum Trotze Stunden gab, noch kaum verstandene Stunden, an die wir denken werden, wie an den Schneesturm im Hochgebirge, wie an die dörrenden Gluten der Steppe.

Ich schaue vorsichtig über den Grabenrand. Aus gelbbraunem Trichterfelde ragen, von grauem Schutt umbrandet, gespenstische Zacken: das tote Dorf.

Ich schlage einen verlassenen Seitengraben ein, der mitten in die Trümmerwelt führt. Bald sperren mir Haufen von Mauerwerk den Weg. Mit zwei, drei Sprüngen setze ich hinüber: der Feind ist nahe.

Immer wüster wird der Graben. Ich springe geduckt von Block zu Block. Dann hält mich das Chaos auf. An geschützter Stelle mache ich Halt.

Mein fliegender Atem das einzige Leben, der Graben vom Schutt der Häuser hoch überschwemmt. Unsagbar trostlos ragen die scharfen Zacken der Mauerreste aus dem Trümmerfeld. Wo nicht Steine liegen, ist Wunde um Wunde mit zerfetztem Rand in die braungelbe Erde gerissen.

Und Alles totenstill ringsum. Nur hin und wieder heult es unsichtbar am Himmel hin, um fern mit dumpfem Aufschlag zu ersterben. Nur die Toten wachen im Dorf. Ich bin der letzte Mensch auf dem großen Friedhof der Welt . . .

Dann hämmert ein Maschinengewehr hart in die Stille. Um so enger schließt sich das Schweigen hinter dem Laut.

Ich krieche, schreite und springe wieder zurück. Bald nimmt mich ein anderer Graben auf. Der Schutt zerfallener Mauern ebbt zurück. Die Karte führt mich nach rechts hinaus. Dann wähle ich den Verbindungsgraben nach links und winde mich wieder feindwärts um wohlerhaltene Schulterwehren. Nach wenigen hundert Schritten biege ich in den Hauptgraben ein. Der erste Posten, in grauem Mantel, den Stahlhelm in der Stirn, beobachtet gegen den Feind. —

Zwei Stunden später zog ich langsam durch Buchenwälder, dann über herbstliche Felder zurück. Nur einzelne Granattrichter sprechen vom Krieg. In manchen

steht Wasser. Aus einem trinkt friedlich ein kleiner Vogel.

Ich denke noch an das tote Dorf. Im Geiste fügt sich Stein an Stein, Mauern steigen auf, schließen sich rings um Türen und Fenster, und rote Dächer leuchten im Sonnenlicht. Mittagsmüde sitzt ein alter Mann vor seinem Haus, bunte Blumen hangen über seinem grauen Haar. Und dort — nur wenige Schritte noch —: wenn ich dort um die Ecke biege, dann leuchtet ein himmlischer Gipfel märchenweiß in die Häuser hinein . . .

Mein Feldweg mündet in die graue Landstraße. Dumpf dröhnend kommt es mir entgegen. Zuerst ein paar Reiter, dann rollt eine schwere Batterie, Räder und Rohre verstaubt, mit ächzenden Achsen vorüber . . .

Wo war ich doch? — Wo war doch das Dorf? — Ein Traum flattert müde durch fremdes Land und stirbt in Mauerresten und Schutt . . .

Das Ewige Licht

Dem Österreichischen Alpenklub zum 40. Jahrestage (1918)

Geschütze wetterleuchten am Abendhimmel. Die bleichen Arme der Scheinwerfer tasten durch die Nacht. Leuchtkugeln steigen — drei, vier, fünf — in majestätischer Reihe die Wölbung des Himmels hinan und sterben funkensprühend auf steiler Bahn. Mitleidlose Sterne leuchten fern und kalt.

Der Krieg geht über das Land. Sein Wille treibt uns heimatlos umher wie die Brandungswoge das Holz: vor und zurück.

Vor Tagen stand ich am Fenster meines neuen Quartiers und schaute über braune Dächer und friedlich qualmende Kamine auf die herbstroten Buchenwälder am Ufer des engen Tales. Hoch oben auf umgrünter Felsenkanzel schirmte ein Marienbild mit segnenden Händen den Frieden des Ortes.

Da heult es zischend durch die Luft — drei bange Augenblicke lang —, dann fällt unter Krachen, Splittern und Scheibenklirren ein Haus in sich zusammen. Über gellenden Schreien, bluttriefenden Leibern und hastendem Volk schwimmt undurchdringlich grau im Sonnenlicht eine Wolke zerstäubten Mauerwerkes.

Heut liegt der Ort in Trümmern. Mit toten Augen im milden Gesicht breitet Maria die segnenden Hände über Verwüstung und Tod. —

Damals, als des Krieges erste Hammerschläge auf das Städtchen fielen, als der ferne Feuerschlund das Grauen

in die Straßen spie — damals dacht ich an das Hochgebirge.

In regelmäßigen Zwischenräumen kam das Heulen aus der Luft, kam der harte Knall mit Krachen, Klirren und Verrieseln, einmal hier, einmal da, so unabwendbar schicksalhaft, daß sich jeder nur ergeben einem dunklen Willen beugt. Wo du eben standest, ist jetzt vielleicht der Tod, und wo du gehen wirst, dort ist vielleicht das Leben.

An diesem Tag erschien am Rande meiner Seele, jenseits jenes dunkeln Willens, dessen Schatten auf ihr lag, eines weißen Gipfels himmlischer Glanz. —

Das mag wenig sein, um zu Jenen zu sprechen, die zusammengekommen sind, um vierzig Jahre Bergsteigerei zu feiern; um sich zu Taten zu bekennen und nicht zum Traum einer demütigen Stunde.

Und dennoch will ich sprechen, obwohl mein Pickel nun schon im fünften Jahre tatenlos in der Ecke lehnt. Denn es will mir scheinen, daß keiner die Berge reiner gesehen hat als wir, die wir entbehren mußten. Sind nicht viele von denen, die der Krieg in die Alpen geworfen hat, der Berge überdrüssig geworden? Haben sie nicht über den Mühen der Stunde, über den Qualen eisigen Biwaks, über der Tücke rutschigen Gerölls, über der Sonnenglut der kahlen Bergflanke, über der widerspenstigen Umarmung der Latschen, über der erbarmungslosen Öde des Felsreviers die Liebe von einst verloren? Haben sie nicht den Gott aus dem Tempel gejagt und sind arm zwischen kahlen Wänden zurückgeblieben?

Wir Anderen, die wir seit Jahren die Bergsehnsucht mit Traum und Erinnerung nähren, wir haben die Mühen des Tages vergessen. Wir wissen nicht mehr, daß wir in schwacher Stunde die Berge im Herzen dreimal verrieten,

als uns der Schneesturm Hals und Gesicht mit Eisnadeln peitschte, als wir, eng an den Freund geschmiegt, in schmaler Nische der lotrechten Wand zitternd den Morgen erharrten.

Wir wissens nicht mehr. Wir stehen so weit, daß wir nur noch das Wesen der Berge sehen: die großen, ruhigen Linien der Dome aus weißem Schnee. Auf höchster Zinne brennt still und klar die Flamme geläuterter Sehnsucht.

Aber wir wissen auch klarer zu scheiden denn je die heilige Freude, die rein in der Stille der Berge erwacht, von dem falschen Schmuck der Eitelkeiten, den viele ehmals mit sich trugen.

Wie manche freie Fahrt hat ein Götze des Ehrgeizes zu dumpfer Pflicht gemacht! Und Mancher hat seine Kraft nicht am Berge gemessen, sondern an der Leistung des Nebenbuhlers. Wir, deren Bergerinnerung durch das läuternde Sieb der Jahre floß, wir sahen, wie manches wesenlos ward, was einst das Lob der Genossen fand, und wie Erlebnisse, die uns einst kaum des Erzählens wert erschienen, nun wie leuchtende Sterne über dem Weiher der Erinnerung stehen.

Laß dich treiben, wenn du zu Berge ziehst, allein von der inneren Notwendigkeit, die ihr Maß nicht am Beifall der Menge hat. Halte dich fern von Jenen, die aus der Eroberung des Hochgebirges ein wohlgeregeltes Handwerk gemacht, das Berufene und Unberufene lernen, die über dem Werkzeug den Geist des Meisters vergaßen. Auch du bist zum Hüter der Höhen bestimmt, auf daß der Tempel nicht wieder zum Kaufhaus werde, in dem jedes Ding seinen Preis und Käufer hat.

Und hebe deine Augen auf zu den Bergen in Ehrfurcht, die zugleich die tiefste Quelle hochalpinen Erlebens ist.

Wer den Fels nur mit kühlem Blick in die Skala der Schwierigkeitsgrade reiht, ohne erschauernd empfunden zu haben, wie alle Vorstellung übersteigende Mauern auf ihn hereinzustürzen scheinen; wer nur die Anzahl der Stufen schätzt, die den Weg in die Eispaläste öffnen; wer nur die Kletterarbeit nach Stunden zählt, die den Trotz der Grattürme beugt; wer nie die himmlische Schönheit der von Silberfahnen umwehten Firngrate in stummer Hingabe gefühlt; wer nie den mystischen Stimmen der Freinacht über den Gründen gelauscht — der kehrt trotz aller äußeren Siege arm in die Niederungen des Lebens zurück.

Und leider sind ihrer Viele, die sich selbst um den besten Gewinn betrogen; denen die Leistung von Anfang über dem Erleben stand. Geübte Gefährten mit blankem Rüstzeug und abgestumpftem Herzen halfen dem Anfänger bald, auf schwerer Fahrt über die Schauer des Hochgebirges zu lächeln wie sie. Sie betrogen den Schüler gleich zu Beginn um sein Bestes: um seine empfindsame Seele.

So ist die alte, viel vernachlässigte Lehre: „Vom Leichten zum Schweren, vom Schweren zum Schwersten" nicht nur eine wohlberechtigte Regel des handwerksmäßigen Sportes, sondern darüber hinaus der Weg, der zur seelischen Eroberung der Güter des Hochgebirges führt, der die Ehrfurcht lehrt um der eigenen Bereicherung willen.

Wer sich einmal zu Beginn seiner Bergsteigertage, jugendlicher Inbrunst voll, allein in die Hochwelt wagte, wird niemals die Schauer vergessen, mit denen er das Auge zu den wasserüberronnenen Platten der Gipfelfelsen in Demut erhob; wird niemals vergessen, wie sein tastender

Fuß durch die schweigenden Klüfte des Eises zagte, alleingelassen auf den weißen Wogen einer Welt, die lauter Geheimnis war.

Sein war des Erlebens Glück, und sein ist der Erinnerung Reichtum, der des Lebens graueste Tage firnenhaft überstrahlt. —

Der Krieg ist vorüber. Wir zogen besiegt mit ungeschlagenem Heere heim. Aus den Trümmern der Welt erheben sich junge Fahnen in neuen Farben. Tausend Hände umstreiten das Banner, die einen treu im Dienste der Idee, die anderen gierig, es in den Schmutz ihrer Wege zu ziehen.

Groß allein und unwandelbar stehen wie einst die ewigen Berge. Über dem Chaos der Welt, über der Völker Not flammen die silbernen Hochaltäre.

Ob Heimatländer zerfallen, ob Manchem äußere Not die Pilgerfahrt zu den Höhen weigert: das ewige Leuchten der Firne ist unser. Wir wollen sie hüten im Geist und in der Wahrheit, die heilige Flamme deutscher Bergsteigerei, welche die Spuren der Tat in allen Gebirgen der Welt hinterließ. Wir wollen sie hüten, bis hellere Tage verwirrten Völkern erlauben, wieder in Achtung der Art eines jeden zu dem gleichen leuchtenden Ziele zu pilgern.

Briefe der Sehnsucht
(1921)

I

Es nützt nichts, lieber Freund, zu klagen, daß uns unser Bestes, die Tat im Hochgebirge, genommen ist; daß wir Gefangene und Lohnsklaven geworden sind, die nur noch arbeiten um zu leben und froh sein müssen, wenn sie den Hunger des Leibes stillen; daß wir von nun an mit zurückgewendeter Seele und zurückgewendeten Augen leben müssen: mit dem Blick nach dem verlorenen Lande der Freiheit.

Es muß sich jetzt zeigen, ob wir in den Speichern des inneren Lebens wirklich Schätze gesammelt haben, die den Rest unserer Tage ausreichen; Schätze, um die uns keine Not, keine Folter und keines äußeren Entsagens Zwang zu betrügen vermögen.

Das ewige Leuchten der Firne ist unser. Es hat uns vor den Tagen der Not die Wartezeit in der grauen Stadt von Bergfahrt zu Bergfahrt erhellt. Durch Monate brannte das innere Licht. Die Zeit wird erproben, ob es die Jahre durchglüht.

Je größer der Reichtum, den wir zu Tal getragen, desto länger werden wir des Reichtums Zinsen genießen. Je blutiger die Wunden sind, die uns die Sehnsucht reißt, umso purpurner träuft aus den Wunden der königliche Traum.

Haben wir nicht immer die Meinung vertreten, daß die funkelnde Firnwand, der dunkle Kamin, des Grates himm-

lische Leiter nur des seelischen Erlebens bescheidene Träger seien? Daß es ein ander Ding sei, ob meine Hände den Fels berühren oder des Anderen, der mit des Leibes Leistung prunkt? Daß der Pickel in meinen Händen anders im Eise klingt, als in des Handwerkers Faust? Daß die Nacht uns mit andern Stimmen raunt, daß uns die Höhen heller leuchten, und wir noch Stimmen hören im stillsten der stillen Kare.
Schilt es nicht Dünkel und laß Dich nicht täuschen von des Handwerkers Kunst, der klettert und pickelt und das Seil zu handhaben weiß wie wir: Können ist nichts ohne menschliche Tiefe. Sein Tun zernagt die Vergessenheit, ob er gleich tausend Gipfel erklömme.
Um die Echten allein ist der Raum, ein Bild, das den Tag überdauert, zu wirken.

II

Viele einsame Stunden geben Dir recht: Wir können nicht ewig von der Erinnerung zehren, der kleinen Insel im Ozean weltweiter Hoffnungslosigkeit. Wenn wir dieselben Bilder zu oft aus dem Schreine nehmen, werden sie schließlich abgegriffen und schlecht. Die Seele schreit nach Taten — wir reichen ihr den Traum: den Trank, der den Durst nicht stillt, der nur das Begehren weckt und schließlich krank und müde macht, wie ein süßes Gift.
Doch wir greifen gern nach dem süßen Gift, an dem die Gegenwart stirbt. Geistergleich kehrt Vergangenes ins Leben zurück.
Willst Du hören? — So höre:
Hochsavoyen, Jugend und Mai! — Zuerst die Landstraße, still und dämmergrau. Dann Wald und Wasserrauschen. Sonne lugt durchs Geäst, taucht golden in

dunkelgrüne sinnende Becken aus grauem Fels, blitzt silbern auf jungen schäumenden Wasserstürzen. Der Wald erstirbt auf dem Schrofenhang. Gelbes Gras und silbern schillernder Frühjahrsschnee. Und endlich der Grat: Ein weißer sanft geschwungener Rücken leitet hinauf zum schmalen Sitze sonnenwarmer Gipfelfelsen. Und drüben, jenseits des breiten grünenden Tales, jenseits von Dorf und Strom, leuchtet die Pracht der Hochalpen auf. — Ich bin allein. Ich weiß kein Wort und keine Melodie — nur ein Schrei, ein brustbefreiender Schrei, ein Jubel verebbt im Meere des Höhenlichtes . . .

Willst Du noch mehr vom Frühling der Voralpen hören? Fühlst Du die Not des Tages versinken? — So höre:

Unsre Füße rauschen durch junges Gras, bangen bei jedem Schritt, die bunten Blütenkelche zu töten, die hingestreut sind wie des Himmels Sterne. Weiß und blau und gelb und rot: Ein Leuchten wogt über wellige Höhn, wogt farbig im Winde bis an den Fuß der grauen Grate, die ernst und alternd die Hochalm schirmen. —

Am nächsten Morgen scheuchte uns Kälte aus dem Heu einer verlassenen Hütte. Wir tasten uns die Leiter vom Boden hinab und stemmen uns gegen die Tür: sie will nicht weichen. Vereinten Kräften gibt sie ein wenig nach: Eine Flut von Licht blendet die Augen, Fluten von Licht flimmern auf silbernem Schnee . . . Meterhoch lagert der weiße Flaum auf dem Blütenmeer, wogt in weichen Wellen über die tote Alm, brandet die Rücken hinauf und blitzt in Scharten und weht von den Graten . . .

Oben aber, über strahlendblauem Himmel ziehen große weißgeballte Wolken . . .

III

Das Herz wird Dir schwer von meinen Worten? Den armen Worten, die doch nicht mehr sind als ein verwehter Klang aus unserer Jugendtage Melodien, die voll und rauschend waren wie ein Strom.
Das Herz wird Dir schwer. Und da will es ein Zufall, daß Dir die alte, vom Steinfall zerbeulte Flasche zuhänden kommt und die zerschmetterte Fassung der Gletscherbrille! Laß sie doch ruhen, verstaubt und vergessen!
Doch nein, ich will untertauchen in der Sehnsucht süßestem Leid, bis es mich ganz besitzt, bis ich es ganz besitze wie ein Kleinod teuerster Erinnerung. —
Unsre Eisen krallten sich durch die Seraks des Kapuzinergletschers hinauf, unter den Wänden der Aiguille du Tacul. Am obersten Rande des Hängegletschers hab ich mich vergebens abgemüht, die plattigen Felsen des Gipfelkopfes direkt zu erklettern. Denn durch die Rinne links von den Felsen führte kein Weg. Weißt Du noch?: Die Rinne, die aus der Scharte hinter dem Gipfel kam. Da hatten stürzende Steine drei Meter tief eine Gasse mit senkrechten Wänden ins Eis gefeilt. So führte die Rinne jäh und spiegelglatt zur Scharte hinauf. Das war kein Weg für den, der das Leben liebt.
Doch als ich die Felsen rechts vergebens versucht, da kehrten unsre Augen zur Rinne zurück. — Hatten wir nicht hundertmal Glück gehabt? Im Schneesturm, im Steinschlag, in eisiger Biwaknacht? Auf Wächtengraten, im Spaltengewirr? — Die Berge taten uns nichts . . .
Und die Rinne war still. Kein Steinchen fiel. Da stiegst Du stufenschlagend hinein, hinauf. Durch meine Hand lief langsam das Seil. Dann kam ich nach. In einer Nische der Eiswand fand ich Platz, verstemmte mich fest

und schlang das Seil um einen Block aus körnigem Eis. Zehn, fünfzehn Meter liefen von neuem ab — da flog es an mir vorbei . . . Ein Schatten? — Ein Vogel? — Da wieder und wieder. Nun prasselt es pfeifend und dröhnend die Rinne hinab. Eine Wolke von Steinstaub erfüllt die Luft mit Schwefelgeruch.
„Wann stürzt er?" denkt Alles in mir. Da: „Achtung!" Und schon saust ein Körper an mir vorbei . . .
Ein Ruck geht mir durch Hand und Arm, das Seil schneidet tief in den verfirnten Block — und Alles still . . .
Ein paar Steinchen hüpfen noch fröhlich die Rinne hinab. Weiß leuchtet das Eis im Sonnenglast . . . Da ruft es erlösend von unten. Aufatmend verlaß ich mein eisiges Schilderhaus, um Dir eilig abwärts zu folgen: Die Stufen sind weg. Wie abgehobelt spiegelt der Grund. Den Pickel in Ritzen verklemmt, hangle, rutsche, gleit ich hinab.
Wie fern ist die Zeit! Doch Deine zerschmetterte Brille, die Beulen der Flasche erzählen wie Alles war.

* * *

Der Mond liegt draußen auf flachem Land. Doch mein Herz ist nicht hier. Ich sehe Berge in silbernem Licht. Felsgrate werfen zackige Schatten auf weißen Schnee. Unter stählernem Himmel ruht einsam und ewig der Dom des Montblanc.

Schweizer Land

(1921)

Wir saßen auf dem steilen Gipfeldach der Aiguille des Grands Charmoz. Die wildesten Wunder des Steins, wie sie kein Bildner ersinnt, starrten um uns auf. Mit weichen Uferlinien floß die Mer de Glace, abgründig unter uns, zutal. Zackig zuckte der rote Granit zweitausend Meter hoch aus dem Eis. Im Süden stand die Wand aller Wände: Die Grandes Jorasses. Drüben, jenseits des starren Stromes, hob ihr silbernes Haupt die Aiguille Verte.

Hoch über Allem aber, über den Wundern von weichstem Firn, über dem Trotze getürmten Gesteins, schwebte mit Fluten von Licht übergossen, stand nur vom Blau der Luft begrenzt, der Gipfel des Montblanc.

Da klang durch die Mittagsstille, hob sich jubelnd in unbewußter Kraft vom nahen Gipfelturme des Grépon ein Schweizer Jodler auf. Flog über die Scharte von Zinne zu Zinne, blies uns das schwellende Blut ins Herz und verklang im Blau der Luft. Kletterte unermüdlich die Sprossen des Drei- und Vierklangs hinauf, selig in eigener Kraft und selig in Heimatstolz.

Und von der Töne Wellen geleitet, ließ unser Blick das Nächste los, sprang über Frankreichs Grenze in die Täler des Wallis hinein. Und aus den Tälern steigend, ertastete das Auge die Wände und Grate, die schneckenzäh unser Fuß bezwang.

Wie blinkend der Strom des Erinnerns floß! Hier blitzten Lichter auf, und hier und dort. Und die Töne vom Grépon jauchzten hinüber.

Dort dehnte sich schattendunkel das Tal der Visp. Da zog ich vor Jahren, das Herz begeisterungglühend, die Seele von Whympers Worten voll, hinauf. Und oben, hinter der letzten Biegung des Tales, da stand das Horn.

Da stand das Horn und trat hervor. Trat hervor, daß mein Atem stockte, und verhielt mir den Fuß. Die Dinge der Umwelt versanken. Blieb nur das Matterhorn und ich. Hoch über alle Whymper-Worte, hoch über alle Herzensglut stieß der Berg in den Himmel.

Und im Abenddämmer der Weg zur Hütte. Bei Morgengrauen ein Klimmen im Fels, erdrückende, nie endende Mauern von Fels, steinfallgeritzt und schneedurchrissen. Die Moseleyplatte, das Eisdach der Schulter, die Seile des Gipfelkopfes. Und endlich die unwahrscheinliche Wirklichkeit: Das Eisenkreuz auf dem Giebel der Welt.

Es war wie ein Traum. Erst unten im Abenddämmer, als ich wohlig mit müden Knieen über die Matten sprang, den Berg im Rücken, drohend und einsam und sternennah, besaß ich untilgbar das Glück der Stunde . . .

Und der Strom des Erinnerns fließt. Und blitzt und fließt. Dort leuchtet der Bau des Gabelhorns. Und die Nacht steigt auf mit Sturm und Schnee. Und wir beide, der Freund und ich, frierend aufs Eis gestreckt, in Sturm und Schnee.

Und weiter, weiter! Die Bilder flattern wie Blätter im Herbst. Halte sie, eh sie entgleiten. Nur dies noch, und das! Wie viele entgleiten!

Monte Rosa. Sommersonnenstunde. Der Fels ist warm, und die Luft um uns flimmert. Stunden rinnen in stillem Glück. —

Der Pickel klirrt auf dem Wächtengrate. Eisschollen schwirren über die Silberflanke des Lyskammes ins Bodenlose. —

Dann stehen wir in schmaler Stufe, das Knie an die Schneewand gelehnt, auf der Spitze der Dentblanche. Lawinen zischen, und Blitze umzucken nächtens den Col d'Hérens. —

Wir waten im letzten Abendschein durch den Gletschersumpf des Concordiaplatzes. Der Gipfel der Jungfrau brennt im Licht. —

Der Mont Collon steht, ein Riesentrapez, über dem Tal von Arolla. —

Ich liege auf dem Gipfel der Cime de l'Est, das Auge steil nach unten gewandt, und zähle die Spielzeughäuschen von St. Maurice. —

Klinkernd springen die Hagelkörner auf den Platten der Dentjaune. —

Nun gleitet ein kleines Boot durch die Mittagsglut auf dem Genfer See. Ich lege die Kleider ab und werfe mich wohlig in das kryſtallkühle Grün der Flut.

* * *

So füllten die Bilder die Gipfelstunde. So führten sie mich später mildtätig durch manches graue Jahr. Fern ist das Schweizer Land, mit den Mauern des Garten Eden umgeben. Ein Dämon hält Wache am

Eingangstor, kein Engel, deß Mund mit Verheißungen tröstet.
Ich grüße das Land über Mauern und Ketten, ich grüße den vielverzweigten knorrigen Schweizer Stamm, ich grüße den großen, den bergumstandenen Friedhof der eigenen Jugend . . .

Traumbild

Ein Haus am Bergsee ist mein eigen,
Aus braunen Stämmen aufgebaut.
Jahrhundertalte Tannen neigen
Sich auf die Flut mit breiten Zweigen,
Aus welcher tief der Himmel blaut.

Farnwedel zittern unter Bäumen,
Vom Ruf des Falken übergellt,
Und Meilen hinter grünen Träumen
Liegt längst vergessen eine Welt. —

Noch schlummern leise Haus und See:
Hoch über meines Waldes Wipfeln
Entflammen sich an tausend Gipfeln
Eis und Schnee . . .

Die Genesung

Die Genesung

Das Tagebuch einer alpinen Pilgerfahrt (1919)

Die Hütte

Mein Lager ist bereitet: Der Regenhautmantel als Unterlage über einer Schicht von Tannenzweigen. Darauf ein paar Leinensäckchen mit Weste und Hemd als Kissen.

Nun ist die Einsamkeit um mich. Die letzten Sommerfrischler von Mittenwald haben sich längst verzogen. Nachmittags trieben sie hier ihr Wesen mit lauten Worten von der Schönheit des Hochgebirges, in dessen innersten Heiligtümern sie sich wähnten, mit Worten, die doch nur ihre seelische Ferne von dem Hochgebirge bewiesen.

Der Aufstieg war heiß, und meine kriegsmüden, seit Jahren der Berge entwöhnten Glieder machten mich traurig. Als ob mir die Jahre die Flügel beschnitten hätten. Ich war schwer und erdgeboren. Entbehrung und Sorge haben das Ihre getan.

Erst als die Menschen gingen, lockten leise die Stimmen des Hochgebirges. Aber noch sind mir die Berge himmelhoch, und meine Kraft hat ihren Schwung und Stolz verloren. Ob beides wiederkehrt? Oder ob mich langsam das Alter hinüber nimmt aus dem Land, dem Jugendland der Tat und Begeisterung. Vorläufig bin ich ein traurig entthronter König.

Es regnet. Wolken nahmen die Sonne. Die Kämme

stehen in violetten Schleiern, die alle Einzelheiten verhüllen.
Im Westen zittern ferne Blitze. Die steile Kuppel der Arnspitze schaut über die nächsten Tannen zu mir herein. An dem gezackten Kronenring der Dreitorspitzen bleichen blasse Schneefelder.
Unten, tief unten die hellen Häuser, die grauen Dächer und weißen Straßen von Mittenwald. —
Wer war so einsam, so alleingelassen wie ich! Und wer hat so diese Welt gesucht, in der der Mensch verloren ist, wie ich. —
Gestern war ich an Sebastian Pittls Grab, der mich vor 23 Jahren hier herauf geführt, den ersten Weg ins Hochgebirge. Die Berge wurden mir Alles seitdem, und alle Erlösung kam aus den Bergen. Heut weiß ich, daß selbst die Berge das letzte erlösende Wort nicht sprechen. Ich hab ihnen mehrmals mein Leben gegeben. Sie gaben es schweigend zurück. Von Gipfel zu Gipfel jagen wir dunklem Phantome nach, unerfüllbarer Sehnsucht voll. —
Das Gewitter ist über mir. Es kracht in den Karwänden, und Blitze huschen über mein dunkelndes Schreibpapier.
Aber sieh: Im Nordwesten hebt sich ein hellerer Streif, hebt sich hoch über alle Gipfel hin und schwebt mit hoheitsvollen Schwingen langsam zu mir her. Noch strömt der Regen, aber Hoffnung auf Sonne, auf neue Lebenslust rührt von fern her an mein Herz.

Das Mitterkreuz

Der Gipfel. Der Wind summt leise in den stählernen Seilen des Kreuzes. Meine Schultern lehnen in geschützter Nische an dem Fels. Nebel fliegen über den Grat.

Hier saß ich als Knabe vor vielen Jahren und schaute mit staunenden Augen die weißen Berge Tirols. Heut spinnen die grauen Schleier mich ganz in Erinnerung ein. Und Erinnerung war jeder Schritt bergauf: Der schmale Steig in der „Wanne", eine jede Biegung des Weges, und die Drahtseile, die heute an mancher Stelle in Fetzen über die Felsen hängen.
Erinnerung verknüpft das Heute mit dem Damals. Namenlos waren dem Knaben die Wälder und Ströme, die Zinnen und die zerscharteten Grate, und die fernen Firne so namenlos weiß wie der Himmel. Das Erlebnis des Hochgebirges war ein einziger großer Akkord.
Dann kamen die Jahre erobernden Kampfes. Die Berge verloren den Zauber der Ferne. Die Wälder wurden zu Bäumen, die Linien der Grate zu Türmen und Scharten, und der Gletscher blendendes Licht legte sich eng um dämmernde Spalten. Das Meer der Gipfel zerfiel vor dem stürmenden Fuße in tausend sich türmende Dinge, aus denen der Rausch gelingender Tat erwuchs.
Und dennoch schwebte ewig geheimnisschwer der Urlaut rauschenden Waldes, des leise knisternden Eises über den Gründen der Seele.
Dann kam der Krieg, die Jahre der Entsagung, sehnsüchtiger Einsamkeit, und das Grauen vor den Menschen. Und graue Müdigkeit war in mir, als ich über Ströme harten Gerölls im Rahmen düsternder Felsen hinuntereilte, der Hochlandhütte zu . . .

Die Steinwüste

Glühender Sonnenbrand auf den schuttüberrieselten Platten des Wörnergrates. Kein Fleckchen Schnee und kein Tropfen Wasser. Und immer wachsende Glut, je

mehr ich vom Gipfel zu Tale eile. Riesenströme kantigen Schutts, müde Gelenke und brennender Durst. Am Walde verlor ich die ärmliche Spur. Ein Bachbett, wüstenhaft wasserlos, wurde mein Weg. Ich stieg auf grobe Blöcke hinauf und sprang von Blöcken in glühenden Sand.

Da kamen schemenhafte Bilder aus den Schächten der Erinnerung: Afrika! — Sandhosen wirbeln hoch über kahlen Busch. Flußbetten dörren in wasserloser Glut. Schleimig klebt die Zunge am röchelnden Gaumen. Der Morgen ging, der Mittag geht, die Sonne glüht wie Eisen — — kein Wasser! Am Rande des Abends, am Rand der Verzweiflung erst neigt sich der Mund gierig über die lehmige Pfütze. —

Am Nachmittag träumte ich unter schattenden Bäumen, die um die Vereinsalpe stehen. Und ich träumte von schäumenden Bächen, von rauschenden Wasserfällen, von triefendem Gletschereise und dem weißen himmelnahen Firn . . .

Sulpmes

Bei tiefer Nacht, nach langer Fahrt, kam ich an. Und dunkle Nacht hält den samtenen Mantel eng um den weit ausladenden Baum, unter dem ich bei flackerndem Windlicht sitze. Die Luft ist lind und leise. Des Ortes holperige Gassen schlafen, es schläft der große dunkelnde Baum unter dem ruhenden Himmel. Ein leises Rauschen nur, ein Rauschen rings aus der Luft, summt träumerisch um mich her: Das ewige Rauschen stürzenden Wassers.

Da fühlt meine dunkelnde Seele, fühlt auf einmal gewiß, daß Berge um mich stehen, Berge mit Kronen von Schnee . . .

Dem Eis entgegen

Nun bricht das Gewitter los. Blitze krachen, und Donner rollt das Tal entlang. Regen prasselt auf Baum und Straße, trieft mir von Hut und Mantel.
Vor einer Stunde noch, da flimmerte blendende Glut um Häuser und Hänge, da dürstete Wald und Wiese, und leuchtenden Silberspiegeln gleich stand fern und hoch der Firn im Himmel.
Nun rauscht die kühle Flut auf die Erde, die Bäche singen ihr brausendes Lied, Wasserfälle brüllen dem Donner nach, es rinnt von den Dächern, es rieselt die Rinnen des Weges entlang. Erlöst von Schwüle und schläfriger Mittagsglut atmet die Erde auf. Ich fange mit Händen und Wangen den Regen auf, durch Pfützen stampft mein jungenhafter Übermut, ich schüttle lachend das Wasser vom Hut, ich schreie vor Lust in das Brausen hinein. Urlaut ist Alles, und Gott-voll die Welt! —
Rein hob sich der Abend aus triefendem Grau. Kühl kam ein Hauch von Gletschern her. Letzte weiße Wolken segelten still durch verleuchtendes Blau. Meine Füße flogen den Weg hinauf. Kehre um Kehre hob mich empor. Noch ehe das Dunkel kam, sah ich voll Andacht das ewige Eis. Das Grün verschwindet, und grobes Blockwerk bildet den Grund. Wasserrisse zerfetzen den Weg. Bei Nacht erst schloß ich die Tür der verlassenen Hütte auf. Heimatselig sank ich in Schlaf . . .

Der Firngipfel

Nun erwachen die Gipfel. Der Gletscher ist fahl und kalt, und Dunkel wohnt im Blockwerk der Moränen. Aber oben, über den Tälern und über den Graten, baden die Spitzen im Sonnenlicht.

Zäh windet sich meine Spur um klaffende Spalten, kriecht die Wellen des Firns hinauf und verschwindet in matt verdämmernden Mulden. In Kehren steigt sie den Steilhang zum Joch hinan, das wie in golden schimmernder Schale den Morgenhimmel trägt.
Schwer atmet meine der Höhe noch immer entwöhnte Brust. Doch der Wille waltet und zwingt den Schritt. Schon treffen die ersten Strahlen mein Auge, — nun stehe ich lichtumflutet auf der weißen Senke des Joches. Vor mir dehnt sich Firn, aus dem die Felsen tauchen, hinter mir strömen Schnee und spaltenzerrissenes Eis in das verdämmernde Tal. Links zuckt ein dunkler Grat mit zackigen Linien auf, rechts schwebt über Schrofen und Spalten, über Feldern von Schnee in lichten Höhn der Gipfel.

* * *

Menschen wohnten in feuchten Höhlen, vom Donner der Schlacht überdröhnt. Schritten durch den Schlamm der Gräben, Erde zur Rechten, Erde zur Linken, über uns ein armes Stückchen Himmel. Häuser barsten in stillen Städten, Schreie kreischten, zerfetzte Leiber lagen in still verrieselndem Blut.
Weiße Berge nur schimmerten über der Zeit.

* * *

Gebt mir wieder die alte Kraft, gebt mir wieder den weiten Blick, laßt der Menschen Pfade versinken, die allüberall der Unrat begleitet. Nehmt aus der Brust der Verachtung Erz.
Hebt mich hoch über meine Zeit. Laßt mich über die Täler schauen, über der Länder und Meere Weiten und über den allvergänglichen Tag.
Die Spur im Firn vergeht, doch ewig steht der Berg.

* * *

Stunden gingen. Ich stieg und stand; stand ruhend und stieg. Zog meine zähe Spur über dämmernde Klüfte, zwang mit Hand und Fuß den Fels. Schwer atmend stand ich und stieg. Der Wille hielt aus.
Noch ehe der Mittag kam, stieß ich, nur Himmel zu Häupten, die Axt wie ein stählernes Kreuz in windüberrieselten Schnee . . .

Die Nacht im Eise

Zwischen Freiger und Wildem Pfaffen, hoch am Grate steht das Haus. Über den Tälern dunkelt der Abend. Und matt verschimmert der weite Firn um Inseln aus schwarzem Fels. Polare Einsamkeit. Alles Leben schläft. Das Wässerlein selbst, das des Tages Wärme durch den Schutt des Grates klunkern ließ, erstirbt unter frostigem Hauch der Nacht. Mein Blut nur lebt. Die Hüttenräume selbst, durch die einst frohe Schritte gingen, hat die vom Krieg entfesselte Faust in wüstes Chaos verwandelt. Ich bin allein. Meilenweit allein, durch drohende Grate und eisige Schründe getrennt von Allem was atmet.
Das ist der Hochwelt ernsteste Stunde. Jahrtausende trennen dich von dem Tag, der auf leuchtenden Gipfeln jauchzt, der vielfarbig in Blumen auf Matten blüht, der in des Waldes Stämmen rauscht, der in schäumendem Wasser blitzt und die Mühlen der Menschen treibt.
Jahrtausende trennen dich von dem Tag, und Jahrtausende dauert die ernste Nacht.
Lautlos wogt der fahle Firn um deiner Insel starren Fels, und über dir schweigen des Himmels Rätsel, schweigen seit Ewigkeit . . .

Der weiße Weg

Leise zieht die Nacht die letzten Schleier von fahlem Firn, der bis zu des Grates Höhe brandet. Zögernde Sterne verflimmern am Himmel. Tiefe zur Rechten und Linken schreite ich eben dahin. Kein Laut. Nur mein Pickel, der in der Schlinge am Handgelenk hängt, schlägt klirrend an den Fels. Dunkel im Tal, und blasser Schein auf den Gletschern.

Nur wenige Schritte noch, dann höhle ich selig eine kurze Stufenreihe den Eisrand der Gipfelkappe hinauf.

Erste Strahlen streifen den Schnee, blenden mein Auge und blitzen in tausend Kristallen.

Nun dehnt sich vor mir weiß mein Weg, ruht in schattenden Scharten und schimmert spaltengeäderte Hänge hinauf. Über die Gipfel weist der Weg bis in ein fernes schlafendes Tal.

Keines Menschen Spur durchschneidet die Einsamkeit des Schnees. Keine Wolke beschattet den Glanz. Nur leise verrieseln Kristalle im Wind: des Lebens letzte Stimme vor dem All.

Wandern werd ich den weißen Weg, in Scharten hinein, auf Gipfel hinauf. Dort über die spiegelnde Steile werden die Eisen sich aufwärts krallen, und hier in die Mulde jage ich jauchzend hinein, auf den Pickel gestemmt. Dort wird meine Spur sich um Spalten schlingen, über Schneebrücken schleichen, und hier auf schmalem Steig zum Gipfel pilgern. Das Alles wird mein Eigen sein, ehe der Abend kommt.

Noch einmal, bevor ich zum Pickel greife, überschau ich den Weg zwischen Himmel und Eis. Und auf den weißen Wellen der Gipfel schaukelt meine jauchzende Seele.

Der Wächtengrat

Luft und Himmel! Nur Himmel und Luft! Losgelöst von der dumpfen Erde schreit ich empor in leuchtendes Blau. Des Grates kristallene Kante nur verbindet mich mit der Welt.

Raum ist um mich, Raum in riesigem Kreis. Raum für das stillste Gefühl, Raum für loderndste Lust.

Fuß vor Fuß und Schritt vor Schritt. Zu Seiten bodenlose Luft. Über mir nichts als strahlender Raum.

Nun überschlägt sich die Kante, wirft eine starre Welle nach Süd, von erstarrten Tropfen behangen. Ein Märchenbalkon aus glitzerndem Glas, vom Wind in die Leere gebaut. Kerbe um Kerbe höhlt die Axt, zeichnet die Spur des königlichen Gangs.

Der Gipfel ist nah. Was soll mir der Gipfel! Der Weg ist Ziel, der Pfad, der aus dumpfer Gebundenheit führt, aus müder Stunden müder Lust.

Selige Lösung der Erdenschwere! Seliger Weg in seligen Tod! Wie der Blume Duft verschwebt, könnt ich vergehn in Luft und Licht, in Reinheit und ewigen Raum . . .

Die Sonklarspitze

Die Sonklarspitze, 3476 Mtr.

Erste Ersteigung über den Scheiblehngrat (1920)

Unter trübem Himmel graute der Morgen. Der Tag war ungewiß. Unsere Schritte zögern das Tal hinauf. Die Luft ist seltsam still. Der Stimme des Baches gehört die Welt, das Stückchen Welt zwischen steinigen Rasenhängen unter grauem Wolkenschirm. Und höher oben kommt Nebel. Nun ruft die Stimme des Baches ins Leere. Im Grau ertrunken sind die Hütten der Windachalm unten, wo wir die Nacht verbracht, und rätselgrau sind die Stunden, die vor uns liegen, irgendwo in Fels und Eis.

Da klingt ein Glöckchen hoch aus dem Schrofenhang, am Hals eines unsichtbaren Tieres. Das Rauschen schwillt mächtig an. Noch ein paar Schritte, dann sperrt uns ein Nebenbach weißschäumend den Weg. Rechts unter uns müssen die Geißbillen liegen. Ein kurzes Zögern — von Stein zu Stein ein langer Sprung. Dann schnellt Ermunterung und mutiger Entschluß auch meinen Gefährten hinüber.

Ein kleiner Steig führt uns im Nebel weiter den rechten Talhang schräg hinauf. Dann verliert er sich ganz im Rasen, der unter Steinen erstirbt.

Das Grau wird zu rieselndem Regen. An einem Wässerchen sitzen wir, essen und warten. Ein kühler Wind haucht uns Schauer über den Leib. Über uns düstert ein

Fels durch das Grau. Wir steigen hinauf und finden Schutz unter steinernem Dach, einem Platz, wo die Gemsen häufig zu Gaste sind, wie ihre Spuren verraten. Hier harren wir weiter. Der Rauch der Pfeife mischt sich mit Regen und Grau; das Pfeifen der Murmeltiere zerreißt die rieselnde Stille.

So geht die Zeit. Mittag ist nicht mehr fern. Umkehren? — Was sollen wir unten im Tal, wo die Geschäftigkeit wohnt, mit unserer Seele, die voll ist von der unendlichen Einsamkeit dieser Stunde? — Was sollen wir oben im Eis, wo Nebel und Schnee über Schründe hauchen, und der Wind die Flocken durch Gratscharten jagt. — Dämmern und warten. —

Doch sieh: da pfeilt ein Sonnenstrahl durch das Grau, tastet die Hänge hinauf und zittert auf feuchtem, altersgefurchtem Stein. Die Schleier zerreißen, ein Hauch von Wärme weht über uns hin, und drüben, jenseits des Baches, steigen die Hänge auf: Graue Blöcke und Gras, Moränenschutt, und oben, umschlungen von schwarzen Graten der flimmernde Firn.

Da wissen wir beide auf einmal gewiß: das ist das Gelingen. — Wir steigen weiter über Rasen, Blöcke und Schutt. Eine Bodenwelle noch: dann liegt vor uns ein scharfer Moränenkamm und dahinter, bläulich zerrissen, die Zunge des Gletschers, des Triebenkarlesferners.

Wir steigen den Rücken der Moräne hinauf, über einen kurzen Eisgrat bahnt mein Pickel den Weg, dann tauchen wir unter im Spaltengewirr. Mit langen Schleifen, mit Her und Hin, überlisten wir Kluft um Kluft. Der Schlag der Eisart ebnet dem Fuß den Gang über bläuliche Grate, in verschüttete Gräben hinein und wieder hinauf in blitzendes Licht. Kryſtallklares Wasser spiegelt

in träumenden Tümpeln und rauscht in dem Rätselgrunde. Wir vergessen fast über dem Märchenweg unser fernes Ziel. —

Dann tritt unser Fuß in den klirrenden Schutt des anderen Gletscherufers. Über uns flimmern im Sonnenlicht die Zacken des Scheiblehngrates. Unser Streben zur Höhe beugt ihre Spitzen: Was von unten als schlanker Turm erschien, wird zur Stufe im Grat. Es ist ein fröhliches Klimmen in aperem Fels: Jeder sucht seinen Weg, der eine hier, der andere da. Erst höher oben zwingt eine schwere Scharte uns doch, das Seil zu nehmen. Es verbindet uns beide noch lange. Stufe um Stufe türmt der Grat, ehe der Fels unter Firn verschwindet (Punkt 3246).

Hier ruhen wir lange, schmelzen am Spiritusflämmchen den Schnee und stillen den brennenden Durst. Über uns nichts als leuchtendes Weiß. Da rieseln Eiskrystalle im Winde die Flanken des Grates hinab, da taucht die bewächtete Schneide in geheimnisschweres Nebelgrau, da leuchten silberne Flächen goldig auf. Über uns birgt eine Abendstunde des Tages noch ungeahnten Lohn. — Von vielen Höhen hab ich den Morgen gegrüßt und im Reiche des Firns aus Tag den Abend werden sehen. Der Mittag hat mir unter blechern raschelnden Palmen im Scheitel gestanden, daß die Steppengräser dorrten, und das Tier sich in Schattentiefen verkroch — : Der Preis der Vollendung gehört dem Abend.

Der Morgen ist aller Versprechen voll und Hoffnung für jedes gläubige Herz. Der Mittag ist Glut und Mühe, Durst und Quell und den Willen befreiende Tat. Dem Abend gehört aller Farben Pracht und die Erlösung in stiller Schau. —

Auf der Höhe kam der Abend zu uns. Lang fiel unser Schatten auf goldenen Firn. Bald schritten wir am Rande der Wächten hinauf, bald stiegen wir in leuchtenden Nebelschwaden, aller Gesetze des Raumes enthoben, über rings um uns her verschwimmenden Schnee.
Die Stimmen der Tiefe sind längst verstummt. Nur der Wind jagt rieselnde Krystalle in Schleiern über die Grate, die uns in weich geschwungener Linie über die Kuppen des „Hohen Eises" führen.
Und endlich der letzte Hang zur glühenden Wölbung des Gipfels hinauf. Des Nebels leuchtende Schleier zerreißen. Mit den Dingen der Welt wieder neu verbunden sinkt der Blick in das Windachtal, wo die Dämmerung feiert, steigt er auf zu der Gipfel Glanz, die wie tausend flammende Fackeln vor der verglühenden Sonne stehen. Purpurne Wolken durchschweben die Scharten, und schweres Grau füllt unten die hohlen Hände von schlafenden Urweltriesen.
So ging der Tag zur Neige. So fand unser Wille sein Ziel.

* * *

Später stolperten Zwei in pechschwarzer Nacht die endlosen Blockmeere des obersten Windachtales hinab. Regen rieselte auf uns nieder, Nebel schlich hämisch um uns herum.
Droben spiegelten unsere Seelen die Hoheit der Umwelt wieder — nun sanken sie qualvoll in kleinliche Enge zurück. Der Eine wird still und stiller, der Andere versucht es mit zornigem Fluch. Ein paarmal flammte ein Zündholz hinter mir auf. Dann gab ich das gleiche Zeichen zurück. Denn die Stimme ging unter im Brausen des Baches.

Wenn ein Pascher durch das Grauen dieser Nacht seine Wege ging, dann mag er dreimal das Kreuz geschlagen haben, die Schemen zu bannen, die, leuchtend und wieder verlöschend, mit bösem Ruf durch das Blockmeer irrten . . .

* * *

Nun, da ich dies schreibe, draußen im flachen Land, deckt wohl der Schnee schon die Windachalm. Er stäubt im Wind von den Dächern und lastet schwer auf schweigendem Wald. Vieh und Menschen zogen zu Tal.
Hoch oben im Firn verlöschte längst unserer Füße Spur, die Narben verheilten im Eis, die mein Pickel schlug, und in den Ritzen im Fels, in die unsere Hände sich hingen, frist der Frost. Ausgetilgt ist des Tages Spur, der mir wie viele Tage wog. Einsam wieder und ewig steht der Berg.
Und doch ist er, der Ewige, verwandelt in mir, dem Vergänglichen. Ich gab mich ihm hin; ich warf mich ganz in seine Gestalt, bis ich seine Firnfelder fühlte wie meine Haut und seine Felsgrate wie meines Leibes Gerüst. So schlug er Wurzel in meiner Seele und wuchs gewaltiger auf.
Er ist nicht ich, ich bin nicht er: Geworden ist der Berg, der über allen Bergen steht, der Erscheinung Urbild, geschaffen von mir und ihm zugleich.

Bekenntnisse

Zur Entwicklung des Bergsteigers
Die Wenigen

Zur Entwicklung des Bergsteigers
(1913)

Ich war dreizehn Jahre, als ich den ersten Alpengipfel erstieg. Damals war noch Alles Ehrfurcht in mir und diese die eine große Form der Bewunderung. Schon als mein Vater mir sagte: „In den Sommerferien reisen wir in die bayrischen Alpen", überfiel mich der Schauer des Ungewöhnlichen mit ganzer Macht. In die Alpen! Meine Seele war voll von dem Großen, das mir bevorstand. Als ich viele Jahre später zum ersten Male den Äquator überfuhr, hab ich die Ehrfurcht vor den Wundern der Ferne nicht mit solcher Stärke gefühlt wie damals als dreizehnjähriger Knabe.
Ferienwochen in anderen Orten sind mir längst im Dunkel der Kindheit verschwommen. Wohl hab ich ferne Erinnerungen an Muscheln, Sand und Meer, an waldige Höhenzüge, doch keines dieser Bilder steht so klar in meinem Gedächtnis wie das Mittenwalder Tal. Mit scharf umrissenen Linien heben Dreitorspitze und Wetterstein ihren grauen Kalk in den blauen Himmel, reckt sich vor allem der lange Grat der Karwendelspitze. Was konnte es Größeres geben im Leben, als hoch im Licht auf solchem Gipfel stehen!
In Freiheit und Licht! Wie eine silberne Spitze aus dunklen Tälern hebt sich diese eine Ferienzeit aus dumpfen Jahren der Schule.
Und in die Jahre der Schule hinein leuchten manchmal wie ein ferner Traum, unbewußt und unverstanden,

zackige Felsen im Abendrot, leuchtend weißer Schnee: Unwirklich und schemenhaft, wie eine Ahnung nur, daß es noch eine andere Welt jenseits der Ängste und Nöte der Werdejahre gibt, eine Welt der Größe, wo Berge mit stillen Stirnen auf die Vergänglichkeit niedersehen.
Neue Fahrten auf weiße Gipfel halfen das dunkle Sehnen zur klaren Leidenschaft umzuformen. Dann ward mir das Glück, daß meinen Wünschen Erfüllung hell und leuchtend entgegenkam. — Sommerzeit in der welschen Stadt am See! Der große „Weiße Berg" leuchtet in deine Straßen, glänzt in grünblauer Flut. Und darin der junge Student mit dem sorgenlosen Willen, einen ungebundenen Tag an den andern zu reihen und zum blanken Pickel zu greifen, so oft es die Sonne mag. Voll ist sein Herz von dem einen Ziel: ein Bergsteiger will ich werden!
Er weiß nicht viel von den Tücken des Eises und den Geheimnissen, die in den Falten der Felsen wohnen — Begeisterung will. Und das ist genug.
Savoyen! Wie „Heimat" klingt mir noch heute das Wort. Das Land, das seine Gipfel über rebengrüne Ufer, über Almen, Wald und Fels bis in die Höhen der höchsten Firne hebt. Der Städter, der zwischen grauen Mauern aus einer Mietskaserne in die andere geworfen wird, ist heimatlos. Er muß sich eine Heimat erwandern. Der Eine findet sie im kleinen Dorfe am Ufer des Meeres, der Andere unter dem hellen Himmel des Südens, der Dritte, der ein Bergsteiger ist, in einer Gruppe der Alpen.
Ein solches Heimatgefühl, das nicht einer Anhänglichkeit an das Land der Geburt entspringt, beruht im Grunde auf dem Bedürfnis der Seele, eine Stätte des Friedens inmitten feindlicher Gewalten zu haben, mögen sie von

innen oder von außen kommen. Je schwerer ihre Eigenart lernt, sich harmonisch in die gegebenen Bedingungen des Lebens einzureihen, je mehr die Forderungen des Tages als dunkle, schwere Fragen auf ihr lasten, um so leidenschaftlicher wird sie ihr Herz an die Welt der Berge hängen, die keine Beschränkung von ihr verlangen und deren Schweigen Alles versteht.

Die Zacken der hellen Grate werden zu lebenden Wesen, aus deren steinernem Munde vertraute Worte kommen; die dunklen Stämme des Waldes lauschen mit versonnenen Stirnen den Klagen unverstandener Liebe, unerfüllter Sehnsucht, und das helle Rauschen des Baches in stiller Biwaknacht ruft uns die silbernen Klänge zurück, nach denen der eigenen Seele bangt.

Ein Spiegel ist die Welt der Berge, der jedem die eigene Armut, den eigenen Reichtum zeigt. Was du hinauf in die Berge trägst, die Berge geben es treulich zurück. Was du im Leben verloren, gibt dir die leuchtendste Spitze nicht wieder.

Alles Glück aus den Bergen ist unser eigenes Glück, aller Trost der Berge ist unseres eigenen Geistes Trost. Darum kann es kommen, daß dir einmal das tausendjährige Schweigen, das dir vertraut und trostreich war, zu dunklem Grauen wird; daß dir die Stirnen der Berge kalt und gefühllos scheinen; daß dir jäh die Erkenntnis kommt: du sahest nur dein eigenes Spiegelbild, du jagtest deiner eigenen Sehnsucht nach, du liebtest deine eigene Liebe. Solche Erkenntnis kommt dir nicht aus dem toten Fels: Sie blüht aus der einen Erfüllung, die nur eine andere lebendige Seele bringen kann.

Wie war es, als ich nach vielen Jahren die alte Heimat, mein Sixter Hochtal, wiedersah? Da schrieb ich Worte, die nicht auf den Stirnen der Berge standen: „Als gestern

Abend unser kleiner Wagen durch das Dunkel rollte, da hab ich wie nie gefühlt, daß diese Zeit zuende geht. Wenn ich früher in das Sixter Tal einfuhr, kam ich mir wie ein kleiner König vor. Ich kannte die Berge besser als die Einheimischen, und meine Liebe zu ihnen machte sie mir ganz zu eigen. — Meine kühle Kenntnis der Berge ist dieselbe geblieben, aber die ehemals schrankenlose Liebe hat Grenzen gefunden. Und so sahen mir aus der grauen Regennacht die Dinge der Straße fast fremd ins Gesicht.

Ein „König" dieses Tales! Was weiß der Kutscher auf dem Bock, der mit schnalzenden Lauten sein Pferd antreibt, von dir? Weiß auch nur ein Mensch in dem ganzen Tale, daß du um seinetwillen deine Feder in leuchtendste Farben tauchtest? Und pfeift nicht jedes Jahr ein anderer Schafhirt droben bei Vogealle sein Lied, ohne von einem zu ahnen, der diese Berge von Nord bis Süd durchzog? Und die Berge endlich, was wissen die Berge von dir?

Nein, du bist kein König, du bist ein simpler Gast des Hotel du Fer-à-Cheval."

Damals freilich, als mir die Berge noch Alles waren, ahnte mir nichts von solchen Gedanken.

Zwei lange Sommer hatte ich vergessen, daß es noch eine andere Welt jenseits der Berge gibt, mit anderen Aufgaben, als nur sich selbst betrachtend dem eigenen Innern zu leben, als über Fels und Eis im Sturme weiße Burgen zu nehmen und, was einer, der viel einsame Gedanken allein über weite Gletscher getragen hat, am schwersten lernt: daß es ein Glück gibt, anderer Art, in jener anderen Welt.

Ich war geflohen vor den Aufgaben des täglichen Lebens, mich einzufügen unter tausend Verzichten in die Kette

derer, die im Zwange alltäglicher Pflichten alltägliche Arbeit tun um alltäglichen Lohn.
Die Notwendigkeit lehrt es schließlich den Meisten, und den Glücklichen lehrt es die Liebe.
Und es ist gewiß nicht der schlechteste Trotz, der den Jüngling um der Sterne willen die Früchte der festen Erde zu Zeiten verschmähen läßt, der ihn mit großen Gebärden den aussichtslosen Kampf versuchen läßt, anstelle der bedingten Erfüllung, die im Rahmen des Möglichen liegt, die unbedingte Erfüllung, die im Reiche der Gedanken und Träume wohnt, hereinzureißen in die Wirklichkeit.
Auch in reiferen Tagen sollen wir Achtung behalten vor dem Drange der Jugend in das Unbegrenzte, dem jeder himmelstürmende Grat zur Jakobsleiter wird, die am Steinmann des Gipfels noch lange nicht endet. Auch heute noch sind mir die Worte lieb, die mir die Erinnerung und die Sehnsucht nach neuen Taten an einem Winterabend eingegeben:
„Der Abend kam und die Flocken fielen. Trauerschleier umspielten den Fels. Ich aber fühlte von neuem die Lust, dem Wege zur Höhe zu folgen. Die langsam erwachende Nacht breitete wieder mit dunklen Händen den Zauber des Rätsels über die Zacken. Es war nicht mehr der berühmte Grat, den Wenige vor uns begingen — es war eine gespenstische Mauer, umbrandet vom Grau der Wolken und dem Schaum des silbernen Schnees. Gleichgültig wohin. Hinaus aus der Welt, hinein in das Abenteuer, bis endlich die Hände den Steinmann des Gipfels halten, während die lechzende Seele noch vom Rande der äußersten Klippe die suchenden Augen versenkt in die grundlose Tiefe der wogenden Nacht. —
Die Berge sind fern, und die Sehnsucht erhebt ihre

Stimme. Im grauen Rahmen der Häuser schauen Wolken, vom Winde getürmt, wie aus anderer Welt in das laute und leere Getriebe der Stadt. Mit Purpur durchtränkt sie die scheidende Sonne. So leuchtet der Firn des Hochgebirges an seltenen Sommertagen. Da greift meine wachgerufene Phantasie nach wirklichen Bildern, die ich von mancher Bergfahrt heimgebracht habe, um der Erinnerung an ferne Stunden zu dienen. Doch ich lege sie leise beiseite, nachdem ich wenige Blätter gewendet: Das ist es nicht, was deine Sehnsucht sucht. Nicht die schön geschwungenen Linien des Weißhorns und das lange Silberdach des Lyskamms, nicht die trotzig vorgeschobene Stirn des Matterhorns, oder die ewige Ruhe des Montblanc. Oder nicht dies allein. Nicht allein der äußeren Schönheit Schau ist es, was dich an die Berge fesselt, sondern die Schönheit, welche der Tau des Erlebens aus unserer eigenen Seele blühen läßt. Hineinhalten wollen wir uns selber in den dunklen Strom des Abenteuers, wie man eine Äolsharfe hineinhält in den Wind, ohne zu wissen, von wannen er kommen wird und ob er mit weichen oder harten Händen in ihre Saiten greifen wird. Wir wollen Tage haben, von denen wir am Morgen den Lohn des Abends nicht kennen. Wir wollen hineinschreiten in das Unbekannte, das uns die Gefäße, die des alltäglichen Wassers überdrüssig sind, mit neuem Weine füllt. Und es gibt Menschen, denen das Gleichmaß einer Reihe von Tagen wie eine Krankheit an der Seele zehrt, von Tagen, die sich mit nichts Anderem füllen als mit Wirken und Müdewerden, die nichts weiter enthalten, als daß die Arbeit einen schlecht und recht behauenen Stein zu den vielen anderen fügt, die einander alle gleichen.

Und wer im Schoße der Berge seiner Seele eine solche Quelle unerschöpflichen Erlebens weiß, daß er sich gläubig tragen läßt von den Fluten des immer neuen Abenteuers wie ein Samenstäubchen im Wind, der wird ihnen nicht fremd werden, auch wenn der Sturm um ihre Zacken tost und wirbelnder Schnee die Ritzen der Felsen mit weißem Staube füllt . . ."

Es könnte scheinen, daß ein solches Bekenntnis die seelischen Motive des Alpinismus bloßlegen will. Ich bin mir bewußt, mit solchen Worten nur eine Entwicklungsstufe eines einzelnen Bergsteigers anzudeuten und auch aus dieser nur eine wenn auch noch so mächtige Stimmung. Man sollte überhaupt nicht vergessen, daß auch das ärmste Innenleben zu reich ist, um es unter eine Formel zu bringen, und daß es in jedem Leben viele, oft scheinbar entgegengesetzte Motive sind, welche die sichtbare Resultante ergeben, die wir hochalpine Betätigung nennen. Eine allgemein gültige Erklärung der Erscheinung, die kein Bekenntnis des Einzelnen ist, kann nur im Bereiche der exakten Naturwissenschaften gefunden werden, wenn es gelingt, die vielgestaltigen Triebe, die jeder mit seinem Sinn belädt, zurückzuführen auf einen heute hundertfach verkleideten Urtrieb des vorgeschichtlichen Menschen.

Ich finde unter alten Papieren ein Blatt, das wohl etwa aus derselben Zeit stammt wie die oben angeführte Stelle und doch von ganz anderen Motiven zu sprechen weiß:

„Nicht zu denen spreche ich, die um der Berge willen in die Berge gehen, noch weniger denke ich an die, denen der Alpinismus eine Eitelkeit ist oder ein tönender Diener des eigenen Namens. Den Wenigen gilt mein Wort, denen der sportliche Kampf eine selbstverständliche Äuße-

rung des Mannes ist wie dem Kinde das Spiel, dem Tiger der Raub."

In diesen wenigen Sätzen steht nichts von sentimentalen Reflexionen über die Flucht in die Berge, und doch ist nicht weniger innere Wahrheit in ihnen. Nur für den oberflächlichen Beschauer widerspricht ein solches Bekenntnis dem anderen, ja vielleicht ist das reichste Leben das, welches die meisten Widersprüche in sich zu vereinigen weiß.

Sind es nicht schon Gegensätze schärfster Art, die nahezu jeder Bergsteiger in die Alpen trägt: die Lust am Kampf und die Freude am reinen Schauen? Verständlich ist es, daß die eine in schwerem Aufstieg zu voller Geltung kommt, die andere sich bei sonniger Gipfelrast entfaltet. Wie aber, wenn uns die Leidenschaft einmal an brüchiger Wand zu weit getrieben und die Angst um das Leben jeden Muskel zum äußersten spannt, — wenn dann das Bild eines linienschönen Gipfels der nahen Umgebung durch zufällige Wendung des Kopfes in unser Auge fällt und mitten hinein in die Todesfurcht der Gedanke blitzt: wie schön ist das — dann erkennen wir die Armut aller Theorie und beugen uns in Ehrfurcht vor dem Rätsel des Lebens.

Immer sind die Triebe des Unbewußten dem erklärenden Verstande drei Schritte voraus. Hat dieser klare Worte gefunden, dann reden jene schon wieder in neuen dunklen Zungen. So kann es kommen, daß ein Bekenntnis von Manchem noch gläubig nachgesprochen wird, wenn der Bekennende längst auf anderen Wegen wandelt.

Vor Jahren glaubte ich mein letztes Wort über die Berge gefunden zu haben: „Was sind uns die Berge?: Ein Symbol für die große, ziellose Sehnsucht, die, bewußt oder unbewußt, in uns Allen wirkt; die nach den

Sternen greifen möchte und doch nur kleine Schritte machen kann; die deshalb erreichbare Bilder des Lebens zu Sinnbildern macht für das eine ewig-ferne Ziel, nach dem der dunkle Wille des Lebens tastet."

Schon dreiviertel Jahre später dachte ich anders darüber: „Wer die Symbolik eines Gottes durchschaut hat, kniet nicht mehr vor ihm. Wenn ich erkannt habe: die Berge sind ein von meiner Sehnsucht gekröntes Sinnbild für das „eine ewig-ferne Ziel", aber nicht das Ziel selbst, so wird meine Sehnsucht sich ungläubig von diesem Sinnbild abwenden und ein größeres, höheres Sinnbild suchen, vor dem sie wieder gläubig knieen kann. So wächst aus der alpinen Leidenschaft selbst die Erkenntnis, die wie ein Messer dieser selben Leidenschaft die Achillessehne durchschneidet."

Und heute weiß ich, daß es eine Überhebung des Verstandes ist, wenn er durch Erkennen die Kraft einer Leidenschaft zu lähmen vermeint. Ihre Pulse schlagen in gleicher Stärke, mag der Verstand auch noch so scheinkluge Worte reden.

Des Bergsteigers letztes, bestes Erkennen bleibt die alpine Tat. Die Tat, die nicht fragt, warum sie geboren wurde, noch welchem Zwecke sie dient. Die Tat, die da grünt wie ein Baum in Sonne und Wind. Die in das Leben hineinragt, stark wie ein Fels. Ihr Recht ist ihr Wille. Ihre Herkunft dunkel wie Gott und klar wie das Leben.

Wie Alles so einfach wird in den Bergen! Die Ziele selbstverständlich und klar! Dort ist der Berg und hier bin ich. Zwischen Morgen und Abend liegt die Entscheidung. Der Steinmann des Gipfels ist greifbare Er-

füllung, und meine Augen ernten den sichtbaren Lohn. Kein Tun kann schlichter und ehrlicher sein.

Die Wege geistigen Schaffens verlieren sich in der Unendlichkeit. Je weiter wir streben, um so ferner rücken die letzten Ziele. Die Tat des Bergsteigers allein erntet den vollen Lohn, der keiner Kunst und Wissenschaft blüht, den Lohn des Siegerwortes: Nichts mehr über mir!

So wohnt in den Bergen ein ewiger Trost für die Tragik des Lebens: eine kurze Erfüllung für jeden, der nach Unerreichbarem strebt, ein Trost für die nimmer zufriedene Sehnsucht.

Die Wenigen
(1917)

Unter den Vielen, die in den Bergen Freude finden, gibt es eine kleine Zahl, die, aller Anteilnahme zum Trotz, innerlich einsam inmitten der Gilde stehen. Wohl unterscheidet ihr Tun sich kaum von dem der Andern, die mit Seil und Pickel zu Berge ziehn, es sei denn, daß ein stilles Kar ihnen lautere Sprache redet als ein rings umjodelter Gipfel. Nur wenn sie hören, was die Andern in den Bergen suchen, schütteln sie leise das Haupt. Ihr Schweigen verneint nicht, noch verachtet es die bekannten Früchte, die an den Höhenwegen wachsen. Aber ihre letzte Sehnsucht sind sie nicht.
Es ist nicht Gesundheit und neue Schaffenslust, nicht Belehrung noch ästhetischer Genuß, nicht simple Ferienfreude oder Ringen mit Naturgewalten, noch Kletterfreude oder eitler Wettbewerb, wonach sie auf den Zinnen suchen, obwohl ein Weniges von diesem Allem auch in ihnen wohnt, dieweil sie Menschen sind gleich jenen. Nein, zu allerinnerst unter buntem Rankenwerk von Wort und Tat ankern Wurzeln in dem Grunde einer Leidenschaft, die kein Maß und keinen Namen hat. Einer Leidenschaft, die leben würde zu allen Tagen und zu jeder Zeit, auch wenn es keinen Alpinismus gäbe, noch gegeben hätte. Die mit dem Träger lebt und stirbt, ihn tötet oder selig macht.
Die Wenigen sind es, die keines Zweckes Mantel in den Bergen brauchen, mag er noch so schmiegsam sein und in vielen Farben schillern; deren Seele nur in einem Land

in Traum und Taten heimisch ist: in Fels und Eis; und deren Wille nur auf einem Felde Nahrung findet: wo Gletscher blühn und Felsen ragen.

Es sind die Ewig-Fremden in den großen Städten, die Stümper vor der Forderung des Tages. Ihr Leben, das im Hochgebirge Männlichkeit und Tat gewesen, weht in Traum und Sehnsucht durch die grauen Straßen. Ihre Augen, die im Eise leuchtend blühten, wenden sich nach innen, wo die bunten Bilder stehn: Bilder von geheimnisschweren Wäldern, von Brunnen auf den hellen Matten, von dem grauen, traumversunkenen Geröll, aus dem der Bäche wohlvertraute Sprache rieselt, von den lichten Graten, die aus Schnee und Schrofen steigen und der Türme scharfe Schattenrisse auf das Blau des Himmels werfen. Jede Wettertanne, die mit vielverkrümmten Armen nach dem Lichte greift, lebt ihr eng verwandtes Leben, und einer Sprache seltsam dunkler Sinn webt um den lebendigen Stein.

Was Andern nur ein Bild und Schauspiel ist, nur Bühne einer schnell vergessenen Tat, wird ihnen zu dem Leben, das sie selbst erleben, zum Leiden, das sie selbst erleiden. Und ihr Wille, der mit Gottes Händen waltet, wird mit jedem Schritt zum Schöpfer einer neuen Welt.

Der Berg

Tausend Meilen fern, über der weiten flimmernden Steppe, erhebst du dein graues Felsenhaupt. Scheue Antilopenhufe kreisen durch Sumpf und Schilf um deinen Fuß. Du wirst noch stehen, wenn ich sterbe, noch viele tausend Jahre lang, und der Tag, da du deinen Scheitel meinem Fuß zum Throne gabst, ist wie ein Nichts in deiner Dauer, wie ein ferner Ruf aus Rohr und Schilf.

Und dennoch war die Stunde ewig, da sich meiner Seele Wurzeln senkten in dein graues, bröckelndes Gestein. Da wir beide fühlten, daß wir einem Schoß entsprangen, zurückgesunken in das Chaos, das uns schuf.
Du lebst das gleiche Leben nur wie ich, und ich wie du. Ein jeder Stein und jedes Gras auf deiner Haut ist mir verschwistert wie das eigne Haar. Und dort, wo kein Gedanke mehr und kein gesprochnes Wort die Oberfläche meiner Seele kräuselt, sind wir verankert in dem Grund, aus dem die Welt und alles Leben wuchs.
Du stehst wie einst und tausend Meilen fern von mir und jenem Tag. Noch hat kein Sturm und keine Sonnenglut nur eine Falte deines Mantelwurfs verändert. Und ob du einst zerbröckelnd in die Ebne strömst: das Leben, das in jener Stunde dunkel floß aus mir in dich, aus dir in mich, ist dauernd wie die Nacht, aus der wir kamen. Und wenn ich sterbe, wird ein Zittern gehn durch deinen Felsenleib bis zu den Sternen.

Die Nacht

Wo keine Blumen mehr und keine Gräser wachsen, blühte mir nicht immer dort das Glück? Und kehrte mir nicht jeder Fels sein brüderliches Antlitz zu? War nicht jeder Stein, an den mein stahlbewehrter Fuß gestoßen, wohl über alle Worte stumm und doch lebendig wie mein eignes Leben? Und war mir nicht das Knistern in des Eises weißer Ewigkeit so tief vertrauter Laute voll, daß ich in seinen Schlünden hätte schlafen mögen, hinüberschlummern in das Dunkel allen Untergangs . . .?
Und nun die Traurigkeit, die mir aus jedem Stein, aus jeden Schneeflecks wirren Umrißlinien wortlos in die

Seele strömt . . . Kein lieber Laut und keine Stimme .... Die magern Gräser stehen wie erstarrt, und große Blöcke neigen drohend sich auf mich herab . . . Unfaßbar gleiten schwarze Schatten durch das Dunkel, und auf des Berges kahlen Schieferflanken steigt das Grauen in die sternenlose Nacht . . .

Wie fremd ist Alles! Selbst der Fall, der drüben durch die Rinne rauscht, spricht eine Sprache, die ich heute nicht verstehe. Es rauscht und rauscht, kein Lied und keine Melodie, ein Rauschen nur, sich selber gleich, und gleich seit Urbeginn.

Wenn nur die Sonne käme! Die Sonne, die mir alle Dinge zeigt: die magern Weiden, weiß mit Schnee betupft, um den die letzten kleinen Blüten ihre Kelche heben; die düstern Falten in des Berges ernster Stirn; die lichten Grate, die wie Leitern in den Himmel führen; und oben auf der höchsten Zinne glänzt ein weißes Diadem . . .

Doch jetzt ist Nacht, und hinter grauem Himmel schimmern irgendwo die Sterne. Mit fremden Augen sehn mich alle Dinge an, und allen Dingen bin ich selber fremd, so fremd wie nie . . .

Die Erlösung

So gehn sie hin in Tat und Traum, von Berg zu Tal, von Tal zu Berg. Ein jedes Ringen mit dem Fels ringt mit den Rätseln ihrer Welt. Kein Gipfel macht die Sehnsucht satt, doch jeder leuchtet hell wie das Gelobte Land.

Sie sind des Hochgebirges Hohe Priester: voll Ahnung von dem Geist der Berge, und nie erlahmenden Verlangens voll, sein Angesicht zu schaun. Und der sich ihnen heute zeigt im dunkeln Donner der Lawine, im Märchen-

blau der Gletschertiefe, der stößt sie morgen in die Fremdheit ihres Menschentums zurück.

So gehn sie hin in Tat und Traum. Doch Traum ist Leid, und Tat ist Glück. Drum blühn die hellsten Blumen dort, wo sich im Kampf des Lebens Linie mit dem Land des Todes schneidet: wo um des Steigers Fuß der Steinschlag dröhnt, wo Sturm um überglaste Zacken heult, wo unter weißem Flaum die Klüfte lauern, und wo die Silberfahnen von des Firnes Schneide weit in den Himmel wehn.

Dort gehn sie Größtem nach, was Menschen sich zum Ziele setzen: die Welt bezwingen durch Erkenntnis und durch Tat. Und wenn ein lichtumsponnener Gipfel sie in Tod und Tiefen schmettert, wo widriges Geschmeiß sich um die Leiche zerrt —: sie spenden ihren vollen Becher in das Meer des Alls.

Denn sterben heißt nur, daß die Erde eines ihrer tausend Augen schloß zu sattem Schlaf, darein des Lebens ewige Bilder gaukeln . . .

Zwei Welten

Zwei Welten
(1921)

Meine Heimat ist eine Alp in Hochsavoyen. Dort wuchs ich in Wildnis und Freiheit auf, stieg den Schafen, die ich zu hüten hatte, über Schrofen und Grasbänder nach und verträumte die heiße Mittagsstunde oft auf dem grauen Fels des Gipfels, auf dem ein morsches Holzkreuz stand. Da sah ich tief unten den weißen Kirchturm der Abbaye de Sixt, mit der riesigen Lindenkuppel daneben, da sah ich jenseits hoch über mir den Silberdom des Montblanc.
Dort wuchs ich in Freiheit auf. Da warf mich der Tag meiner Geburt zwischen die Mauern der deutschen Stadt.
So ward ich ein träumerisches Kind, und unbewußter Sehnsucht voll.

* * *

Meine Vergangenheit war wie mit Tüchern verhangen. Ich hatte die Schafe vergessen, ich sah den weißen Kirchturm nicht mehr und fühlte nicht mehr das Licht des Montblanc. Das Kreuz auf dem Berge moderte hin und starb mit ächzendem Ton in einer Märzsturmnacht.
Doch manchmal, wenn ich allein in die Sterne schaute, fiel mich dunkle Sehnsucht an. Doch die verwehte schnell im Sturmwind von frechen Knabenstreichen.

* * *

Die Leiden der Schule führten mich bis an den Tod. Da gab es zwei feindliche Lager: Die Lehrer hier, die Schüler dort. Ihre Waffe war vertrauensloser Betrug. Der grausam zu Tode gemarterte Geist von Dichtern vieler Sprachen war unsre modrige Speise. Meine ganze ungebrochene Kraft begehrte auf in Unbotmäßigkeit. Die Gegenpartei war stärker. Ich wurde gehorsam, sprach die verlangten Sprüche nach und wurde als reif entlassen.
Aber ein Teil meiner Älplerkraft war dahin.

* * *

Aus dem Gefängnis von Stadt und Schule führte mein Vater mich einmal, im dreizehnten Jahr nach meiner Geburt, in die bayrischen Alpen. Es war nicht die Heimat, doch die Ahnung der Heimat wuchs dunkel in mir groß.
Ich stand wieder auf einem Gipfel, aus dem sich ein hölzernes Kreuz erhob. Weiße Berge sah ich wie Sommerwolken gen Süd.
Die Heimfahrt trieb mir Tränen ins Auge. Ich hatte die Heimat von fern geahnt. Ich hatte die Heimat wieder verloren.

* * *

Über die Sehnsucht dehnte unermüdlich im Dunkel der Jünglingsseele die Fühler aus. Die Sehnsucht ging irr. Die Großstadt-Laternen flackerten trüb durch die Nacht. Durch hohe Fenster strahlte die Lust. Becher schäumten und Frauen buhlten.
Die Sehnsucht ging schluchzend im Büßerkleid.

* * *

Dann schaukelt ein Kahn auf dem Genfer See. Das Wasser ist rätselgrün. Das Wasser blinkt tausendfach auf. Das Mädchen bei mir im Kahn, das Mädchen mit dunklen Augen singt ein welsches Lied. Die Türme von St. Pierre läuten ihr Glockenspiel.
Und fern und hoch und weiß ist der Montblanc.

* * *

Das Mädchen gab mir die Sprache der Heimat wieder. Längst Vergessenes wachte auf. Leise Stimmen summten ein Lied, ein Lied aus den Tagen vor meiner Geburt. Es war wie unsichtbare Bienenschwärme um mich her. Auf meiner Sehnsucht dunklen Sang antwortete glockenklar des Mädchens Mund.
Und als sie mich küßte, vergaß ich mein Vaterland.

* * *

Vor hundert und aber hundert Jahren trieb mein friesischer Ahn sein Schiff in das graue Meer. Am Schnabel glänzte ein heidnisches Götterbild. Ruder rauschten im Schaum, Schwerter klirrten und Speere blitzten. Nach Monden erst kam er heim, narbig und beuteschwer. Unter dem reichen Raub aber schlief dunkelhaarig und schlank ein gallisches Weib.
So fand ich irrend und suchend die Heimat wieder. So sang meine Seele zwischen zwei Welten ihr Jubellied.

* * *

So fand ich zur Alp meiner Heimat zurück. Fand die kleine Hütte aus Stein, in der ich die Sommernacht schlief, lange vor meiner Geburt. Ich sah in der Tiefe den weißen Kirchturm von Sixt. Ich schritt durch ein wogendes Blütenmeer, hoch überglänzt vom Licht des

Montblanc. Ich erklomm wie als Knabe den grauen Gipfelfels, auf dem das Holzkreuz stand, und schaute der Hochalpen Herrlichkeit.
Da fand mein Wille sein Feld der Tat.

* * *

Mit eurer Liebe habt ihr die Berge erniedrigt. Ihr nagt am Fels wie der trübe Strom. Ihr drückt die Tore des Tempels ein und gebt die Götter der Meute preis, bis Hoheit und Helle versinken im Pfuhl eures trüben Gefühls. Ihr schlugt mit dem Hammer dem Berg eure Zeichen ein. Ihr leset nur laut was ihr selber geschrieben. Stumm blieb euch die Natur.
Ich gehe in Stille und Andacht den Weg, unbekümmert um Tadel und Lob. Lausche in Demut dem Urlaut des Liedes, das der Wind auf den Graten harft, das tief im Kryſtall des Gletschers dröhnt und nachts über Gründen und Schluchten schweigt.
Ich richte die Hoheit der Berge auf.

* * *

Auf dem Gipfel des Berges, der weithin leuchtet, fand meine Seele den Hochaltar, auf dem sie ihr heiliges Feuer entzündet. Mit Pickel und Kletterschuh holt ich mirs wieder, doch sieh: auf hundert anderen Gipfeln leuchtet es herrlicher auf.
Der Morgen vergoldet den Berg, der Abend taucht ihn in rote Glut, und die Nacht, die die Seele der Dinge entschleiert, entzündet den ewigen Stern.
Vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Morgen, über Grate und Schründe, durch Hagelschauer und Sonnenblitze griff meine Hand nach dem Stern.

Nie war mir das Leben mehr. Nie warf ich das Leben williger hin. Es galt nur die Tat.

* * *

In der Tiefe versank was sie drunten das Leben nennen: Der Kampf um das Nächste im engen Kreise der engen Pflicht. Lohend brannte der Berg in den Himmel, wie eine Fackel lohte mein Herz und brannte doch niemals aus.

In Fels und Eis begann die Welt, war alle Ferne und Nähe beschlossen. Der Tag ging auf mit des Kriegers Werk, der Tag versank in der Liebe Duft. Begeisterung erneute die nie versiegende Tat, bis über die Sterne stieg das Gefühl.

Das Leben war grenzenlos groß und faßte die eigene Fülle doch nicht.

* * *

Da kam in grauem Herbst ein grauer Tag. Trüb und träge floß das Wasser im Kanal. Gelb schwelten die Laternen zwischen düstern Häusermauern. Dumpf stampfte die Fabrik. In einer Seitengasse gröhlte trunken eine Stimme. Aus dumpfer Not erhob der Dom die Arme in den sternenlosen Himmel. Gefangen durch die grauen Straßen irrend, suchte meine Seele Licht und Liebe.

In steinernen Armen hielt mich wieder die deutsche Stadt.

* * *

Da kam die Liebe blond und blau. Zwei Welten versanken. Leise verklang das welsche Lied, leuchtend wurde die graue Stadt. Wo war die Heimat? Nicht hier, nicht dort.

Aus den Hallen des Herzens stieg sie auf.

Das Fernweh der Seele fand seine Statt. Der schweifende Traum trat in die nächsten Dinge ein. In den Sternen wohnt die Idee, in den Dingen der Erde findet sie schmerzvoll lächelnd beschränkte Gestalt. Doch die Liebe ist groß, und strahlt ewiges Leuchten aus kleinstem Bild.
Da wurde die enge Pflicht zur Welt.

* * *

Und die Berge strahlten. Überstrahlten jeden vergänglichen Tag. Keiner Heimat gehörten sie an, und leuchteten still aus der Zeit. Die ewige Zuflucht der Seele, und der letzte Altar vor dem All.

* * *

Bald werde ich eurer nicht mehr bedürfen. Nur ein paar Jahre noch, dann steht ihr wie weiße Wolken fern am Abend meines Lebens. Der Kampf ist aus. Die Lagerfeuer verlöschen, die Stufen im Eis zerschmelzen, Felsen bröckeln, mit denen ich rang, und das Siegesmal auf dem Gipfel zerfällt in Frost und Wind.
Ich hab mich verschenkt an euch, wie an viele Dinge des Lebens, wie an die Liebe, wie an das nächtliche Leuchten des tropischen Meeres. Ich hab mich verschenkt an euch im Sturm der Tat, und in Träumen, die gestaltet im Rhytmus des Wortes ruhn: Stück um Stück meiner Seele. Bald werde ich eurer nicht mehr bedürfen. Ich bin in euch und ihr in mir. Die Beiwachtfeuer verlöschen, leise entschlummert die Leidenschaft, die Unrast vor ungetaner Tat.
Dann erst werdet ihr ganz mein eigen sein, so eigen wie eine köstliche Geige, die schluchzt und lacht so wie ich will. Und selbst die Entsagung wird wie ein Lied.

Dann erst werde ich ganz euer König sein, ob euch mein Fuß auch nicht mehr besiegt. Die Macht über mich, die euer war, die Macht ist mein, und der Wille in Schauen erlöst . . .

Anmerkungen

Anmerkungen

Die zweite Ausgabe dieses Buches wurde um folgende Stücke vermehrt: Bitte, Der Weg zu Tal, Ngoma, Die Schneise, Dreifacher Frühling, Briefe der Sehnsucht, Schweizer Land, Traumbild, Die Sonklarspitze, Zwei Welten. Fortgeblieben ist das Kapitel: Die Aiguilles Rouges.

Es sei erwähnt, daß die erste Ausgabe an gleicher Stelle ein Verzeichnis der alpinen Schriften des Verfassers enthält, soweit sie keine oder veränderte Aufnahme in dieser Sammlung fanden. Es mag genügen, aus später erschienenen Arbeiten den Aufsatz „Alpine Zeitgedanken" (Österr. Alp.-Ztg. Nr. 996, 1921) nachzutragen.

* * *

[1]) Die folgende Darstellung hat spätere Forschung in manchen Punkten berichtigt. Wohl konnte ich ihr durch starke Streichungen und kleine Änderungen entgegenkommen, nicht aber die Farben des Bildes vollständig wandeln. Es bleibt auch bedeutungslos, ob sich Begeisterung an wirklichem Geschehen entzündet oder an frommer Sage.

[2]) Sixt liegt nahe der Schweizer Grenze im französischen Departement Hochsavoyen im oberen Tale des Giffre, eines rechten Nebenflusses der Arve. Der Name wird von dem savoyischen Worte Six, Siz oder Size (vom keltischen Syg) abgeleitet, das Hecke oder Einfriedung bedeutet. In der Tat war diese Schreibweise auch für den Ortsnamen bis vor etwa hundert Jahren üblich. (Das alte Siegel des Klosters trägt die Inschrift: Ecce ancilla domini de Siz.) Sixt würde also das (von Bergen) eingeschlossene Dorf bedeuten.

[3]) Das Alter dieses Baumes wird auf mehr als 400 Jahre geschätzt.

[4]) Dieser Baum, der tatsächlich existiert hat, soll oberhalb des Wurzelstockes einen Umfang von 28 Fuß gehabt haben. Er mußte nach 1800 gefällt werden, da er einzustürzen drohte. Eine Urkunde des 15. Jahrhunderts erwähnt bereits eine Versammlung der Dorfbewohner „sub fraxino siziensi".

[5]) Volkstümlicher Ausdruck für Lawine, insbesondere den Luftstrom, den sie erzeugt.
[6]) Wills: Annuaire du C. A. F. IX. S. 473.
[7]) Hier dürfte eine Verwechslung mit dem Einsturz von Seracs vorliegen. Daß de Luc Gelegenheit gehabt hätte, die Entstehung einer Spalte mit zu erleben, ist sehr unwahrscheinlich. Die erste Schilderung dieses seltenen Naturschauspieles steht meines Wissens bei Tyndall, „Die Gletscher der Alpen", S. 386.
[8]) Zwischen Wallisern und Savoyarden, die sich (in den Jahren 1307—1324) um den Besitz der Weiden stritten.
[9]) Erbaut von der Section de Jaman des Schweizer Alpenclubs im Sommer 1898. Meine Monographie der Berge um Barberine schildert vergangene Schönheit: Die Weiden hallen wieder vom Pfiff der Lokomotiven und vom Lärm der Baggermaschinen. Die Eau Noire soll zu einem See aufgestaut werden, der die Kraft für ein Elektrizitätswerk liefert. Mein preisendes Wort und mein treues Gedenken gelten nicht diesem Barberine der neuen Zeit. (1922.)
[10]) vgl. Emil Zsigmondy: „Im Hochgebirge", S. 140, 141.
[11]) Mit „Montagne" bezeichnet der Hirt nicht den Gipfel im Sinne des Bergsteigers, sondern den nutzbaren Teil des Berges, die Weide.

Übersicht

Seite

Widmung 5
Vorrede 7
Vorrede zur zweiten Ausgabe 8

Erstes Buch: Der Weg 11

Die Beiden 13
Um den Montblanc 17
Jacques Balmat und der Montblanc . . 19
Der Weiße Berg 39
Zwischen Sixt und Barberine . . . 41
Sixt und das Fer-à-Cheval 45
Barberine 79
Salanfe 115
Bitte 135
Drei Fahrten im Wallis 137
Allein auf die Weißmies 139
Eine Nacht am Obergabelhorn 149
Die Dentblanche 159
Der Weg zu Tal 167
Kilima Ngurue 169
Ngoma 184

Zweites Buch: Das Ziel 185

Bilder aus dem Hochgebirge 187
Weiße Berge 189
Regentag in Zermatt 195
Felsennebel 197
Die Schneise 198

Schwindender Schnee 199
Dreifacher Frühling 200
In Exilio 203
Bergsehnsucht 205
Ruhetag hinter der Front 210
Das tote Dorf 212
Das Ewige Licht 215
Briefe der Sehnsucht 220
Schweizer Land 225
Traumbild 229
Die Genesung 231
Die Sonklarspitze 243
Bekenntnisse 251
Zur Entwicklung des Bergsteigers . . . 253
Die Wenigen 263
Zwei Welten 269
Anmerkungen 279
Übersicht 283

Vom selben Verfasser:

Sucht und Sehnen

Ein Buch Gedichte

1908

✡

Unzertrennliche Kameraden

sind Kletterschuhe und Seil. Ebenso treue Kameradschaft bietet jedem Hochturisten das soeben in fünfter neu bearbeiteter Auflage erscheinende, technisch und stilistisch glänzend geschriebene Buch

Franz Nieberl

Klettern im Fels

Reich illustriert (siehe obiges Probebild) von Carl Moos

✡

Grundzahl 2.— Mark.

✡

Bergverlag Rudolf Rother
München

Große Gewandtheit

erfordert
die Verwendung des Skis
im Hochgebirge. Alle Skilehrbücher behandeln
das Hochgebirge mehr oder weniger
stiefmütterlich. Eine Aus-
nahme bildet

Bilgeri / Der alpine Skilauf

denn
der Verfasser
ist nicht nur mit dem
Hochgebirge, sondern auch mit
der Skitechnik bis ins kleinste vertraut.
Er baut seine Fahrten auf einem wohlerprobten
Lehrgange auf und gibt damit auch den erfahrenen alpi-
nen Skiläufern Ratschläge, die ihnen die Freuden des
Hochgebirges im Winter und Frühjahr vermeh-
ren helfen, während sie andererseits auf die
Gefahren hinweisen. Das Werk darf
in keines Bergsteigers Bücher-
sammlung fehlen. Bestellung
durch jede gute Buch-
handlung oder
beim

Bergverlag Rudolf Rother / München
Nymphenburger Straße Nr. 86.

Das schönste Geschenk für jeden Bergfreund!

Eugen Guido Lammer

Jungborn

Bergfahrten und Höhengedanken eines einsamen Pfadsuchers

❖

Zweite wesentlich umgearbeitete und vermehrte Auflage mit Vollbildern, über 300 Seiten stark.

❖

Grundpreis: 4.— Mk. geheftet, 7.50 Mk. gebunden.

Bergverlag Rudolf Rother / München

GEDRUCKT VON CURT ROTHER, PEINE